Eine Mutter.

Roman

im Anschluß an „Die Colonie"

von

Friedrich Gerstäcker.

Der Verfasser behält sich die Uebersetzung dieses Werkes vor.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare, oder solche, an denen die Heftbänder verletzt sind, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Eine Mutter.

Erſter Band.

Eine Mutter.

Roman

im Anschluß an „Die Colonie"

von

Friedrich Gerstäcker.

Der Verfasser behält sich die Uebersetzung dieses Werkes vor.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

RBR
Jantz
#1022
Bd. 1

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Fürchtegott Pfeffer	9
2.	Unter den Buden	39
3.	Das Rendezvous	63
4.	Die gräfliche Familie	85
5.	Paradies und Hölle	112
6.	Jeremias	132
7.	Die erste Begegnung	156
8.	Fräulein Bassini	183
9.	Hinter den Coulissen	213
10.	Graf Rottack bei Pfeffers	238
11.	Am alten Wartthurm	259
12.	Das Wiedersehen	297

Vorwort.

Die Erzählung: Eine Mutter, schließt sich, mit einem Zwischenraum von etwas über fünf Jahren, an: Die Colonie an, ohne gerade eine Fortsetzung derselben zu bilden.

Es ist ein vollkommen selbstständiges Buch, und nur die Schicksale dreier, in der Colonie vorkommender Personen, und zwar die des Grafen Rottack, Helenens und des Hausknechts Jeremias, werden darin weiter verfolgt.

Der Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/einemutterromani11gers

1.

Fürchtegott Pfeffer.

Ein gar reges und geräuschvolles Leben und Treiben erfüllte heute die überhaupt nicht unbedeutende und besonders viel von Fremden besuchte Provinzialstadt Haßburg.

Schon die Lage des alten Ortes war eine reizende, und eine große Zahl von wohlhabenden Leuten hatte sich deshalb sogar in oder nahe bei der Stadt bleibend niedergelassen, so daß sie mit ihren freundlichen Villen und Wohnhäusern die Anlagen wie die Hänge der daranstoßenden Hügelkette bunt und prächtig überstreuten.

Heute füllte aber noch eine ganz besondere Veranlassung sowohl die engen und etwas winkeligen Straßen des Weichbildes, wie auch die Anlagen und freien Plätze mit einer Unzahl geputzter Menschen, denn es war Jahrmarkt wie zu-

gleich Haßburger Vogelschießen, wozu sich dann natürlich die ganze Nachbarschaft herbeidrängte. Besonders die Bauern kamen in hellen Schwärmen zu Markt gezogen, und in den Hauptverbindungsstraßen wimmelte es wie bei einer Völkerwanderung.

Unmittelbar vor der Stadt, auf einem großen, freien Platz, der sogenannten „Schützenwiese", stand denn auch eine große Zahl von Buden aufgeschlagen, während dicht daneben in einem niederen, langen Gebäude die „Altschützen" auf verschiedenen Ständen unermüdlich nach ihren dahinter aufgestellten Scheiben knallten.

Der Verkehr war hier draußen auch der stärkste, wenngleich selbst die innere Stadt nicht von Buden verschont geblieben, und während eine Zahl von Drehorgeln mit ihren grausig gemalten Mordgeschichten, böhmische Musikbanden, Gymnastiker in schmutzig-weißen, phantastischen Anzügen und andere Meßkünstler geringeren Grades die Promenaden überschwemmten, sammelte sich hier das Volk besonders, und oft wurde selbst die Passage durch die verschiedenen Aufzüge für kurze Zeit gehemmt und unterbrochen.

An diesen Theil der Promenade stieß übrigens unmittelbar die Stadt, mit ihren hohen,

schmalen, gedrängten Häusermassen, und während die Front der hier sichtbaren Reihe in eine enge, dumpfige Straße hinaussah und auch dort ihren Haupteingang hatte, genossen die Wohnungen der Hintergebäude (so eingeschränkt die Miethsleute dort auch vielleicht wohnen mußten) doch wenigstens freie Aussicht auf grüne Bäume und blauen Himmel, und jetzt auch, als Zugabe, auf das ganze wilde Gedränge des Markttrubels, der unmittelbar vor ihren Fenstern auf und ab wogte.

In der zweiten Etage eines dieser schmalen Gebäude wohnte der am Haßburger Theater angestellte Komiker Fürchtegott Pfeffer mit seiner Schwester und deren achtzehnjährigen Tochter Henriette in einem kleinen und sehr beschränkten Logis. Aber eben so klein und beschränkt war auch seine Gage, und Pfeffer, wenn auch sonst ein wunderlicher und excentrischer Kauz, doch ein ziemlich guter Haushalter und — sonderbarer Weise — fast der Einzige oder doch einer der Wenigen vom ganzen Theaterpersonal, der in Haßburg keine Schulden hatte.

Das ganze Logis bestand nur aus zwei neben einander liegenden Stuben, jede mit einem kleinen Alcoven versehen, dann einer etwas engen

und nur nothdürftig erleuchteten Küche, und einer kleinen Holzkammer.

Die eine Stube hatte Pfeffer selber zum Studir- und Wohnzimmer inne, in dem daranstoßenden Alcoven schlief er. In dem andern Zimmer wohnten Mutter und Tochter, und es wäre kaum möglich gewesen, sich zwei sonst ganz gleiche Räumlichkeiten verschiedener zu denken, als diese zwei sich zeigten.

Das Zimmer der Frauen glich einer Puppenstube. Die allerdings sehr zerwaschenen Gardinen waren schneeweiß; ebenso der sorgsam gescheuerte Boden. Kein Stäubchen lag auf irgend einem der sauber polirten Erlenmöbel. Ueberall herrschte die größte, ja, fast peinliche Ordnung, und nur auf einem schmalen Arbeitstisch am Fenster, an dem Henriette saß und einen geschmackvollen Kranz von künstlichen Veilchen und Schneeglöckchen zusammenstellte, lagen die verschiedenen zu ihrer Arbeit nöthigen Ingredienzen ebenso durcheinander, wie es die Arbeit gerade mit sich bringt.

An Allem sah man, daß hier sorgliche und ordnungliebende Frauenhände walteten — und wie lag dagegen das Nachbarzimmer!

Dort wirthschaftete Onkel Pfeffer, und zwar

als unumschränkter Gebieter der Räumlichkeit, über welche man aber nicht gleich beim ersten Betreten des Zimmers einen vollkommenen Ueberblick bekam, da eine permanente Wolke von Tabaksqualm den überhaupt nicht sehr hellen Raum in ein ewiges, geheimnißvolles Halbdunkel hüllte. Hatte man sich aber erst daran gewöhnt und war nicht gleich beim ersten Betreten dieses künstlerischen Heiligthums über einen Haufen dicht an der Thür liegender Broschüren, Bücher und Schriftstücke gestolpert, so erschien Fürchtegott Pfeffer, wie der heraufbeschworene Geist eines Zauberers, mit in Papilloten rund herum fest eingewickelten Haaren, in einem sehr schmutzigen, langen, wattirten Schlafrock, die lange Pfeife in der Linken, eine offene „Rolle", aus der er memorirte, in der rechten Hand, und blieb dann jedesmal — beide Arme von sich haltend und mit einer Bewegung etwa mitten in der Stube stehen, als ob er hätte sagen wollen: Na, wer stört mich nun wieder?

Die Stube selber befand sich nicht allein in einer künstlerischen, sondern sogar in einer künstlichen Unordnung, gegen die aber weder Schwester noch Nichte einschreiten durften. Pfeffer behauptete nämlich — und vielleicht nicht ganz

mit Unrecht —, sobald einmal bei ihm aufgeräumt würde, fände er nie mehr, was er suche, und es sei nachher eine Heidenarbeit, sein Studirzimmer wieder in den Stand zu setzen, wie er es allein brauchen könne, das heißt: in ein wahres Chaos von lauter benutzten und unbenutzten Dingen.

Die Gardinen waren jedenfalls, als sie am Ersten des Monats aufgemacht worden, eben so rein und weiß gewesen, wie in der Nachbarstube; wenn aber auch erst drei Wochen dazwischen lagen, so sahen sie doch jetzt schon entsetzlich aus. Ein schwarzer Reif schien auf sie gefallen zu sein, — wie ein Trauercouvert mit schwarzen Rändern hingen sie von der Decke nieder, und noch immer zog der dicke Qualm zu ihnen empor und setzte sich den vorangegangenen Rußtheilen an.

An den Wänden hingen eine Menge Bilder von theatralischen Größen, alle jedoch nur in einfach braunen oder schwarzen Rahmen. Was aber die Kunst *getrennt*, hatte die Kunst hier wieder vereint, denn über dem kleinen, mit buntem Kattun bezogenen Sopha nahmen Bogumil Dawison und Emil Devrient den Ehren-

platz ein, ja, ein Lorbeerkranz verband sogar Beide mit einander.

Dort hingen auch Ludwig Löwe und Laroche, dort hingen die Charlotte Ackermann, die alte Schröder und eine Menge berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen; dort hingen Schiller, Goethe, Lessing, Iffland — aber kein einziges Bild eines Tenoristen oder einer Primadonna, und noch viel weniger eines, das nur im entferntesten auf die Posse Bezug gehabt hätte.

Pfeffer haßte nicht allein die Oper, sondern auch die Posse, und war vielleicht gerade deshalb ein so ausgezeichneter Komiker, weil er seine Rollen mit einer solchen Erbitterung — ja, mit einem wahrhaft tödtlichen Haß abspielte, gewissermaßen, um sie nur los zu werden.

Außerdem stand in der Stube noch ein alter Schreibtisch aus Nußbaumholz, aber von oben bis unten mit Büchern, Rollen, Costümbildern, Zeitungsblättern wie allen nur erdenklichen Rauchapparaten, als Tabakskasten und Beutel, Pfeifenröhren, Cigarrenspitzen ꝛc., bedeckt. Den Nipptisch in der Stube bildete aber die Commode mit einem Photographien-Album im Centrum. Rechts davon stand ein unbenutzter Mahagoni-

Tabakskasten mit gestickten Seitenwänden, neben ihm ein gesticktes Uhrgehäuse, links eine eben solche Cigarrentasche, wie ein mit Silber beschlagener, guter Meerschaumkopf in geöffneter Kapsel — Alles mit dichtem Staub bedeckt, denn abwischen durfte es Niemand.

Zwischen den beiden Fenstern, über einem kleinen Wandschrank, war auch ein Spiegel angebracht, der Vorhang aber von beiden Seiten so gesteckt worden, daß er den oberen, also benutzbaren Theil desselben vollkommen bedeckte und nur den unteren sichtbar ließ, den Pfeffer brauchte, wenn er sich rasirte.

Zwischen den beiden Stuben, die er und seine Schwester bewohnten, bestand eine Verbindungsthür, aber sie schien cassirt zu sein. Es hing wenigstens auf seiner Seite eine dicke wollene Decke davor, und ein kleines Büchergestell war so angebracht, daß es den unteren Raum vollkommen ausfüllte. Aber nicht deshalb war es etwa geschehen, weil sich Bruder und Schwester nicht vertragen hätten — im Gegentheil, es gab kaum zwei Geschwister, die sich zärtlicher liebten, wenn sich auch Pfeffer selber etwas Derartiges nie merken ließ. Wäre aber die Thür benutzt gewesen, so hätte der fortwährende

und furchtbare Tabaksqualm auch unfehlbar in das andere, von den Damen bewohnte Zimmer hineinziehen müssen, und Pfeffer selber that da Einspruch.

So verkehrten sie denn, wenn auch nicht so rasch, doch eben so häufig durch den kleinen Vorsaal mit einander, der draußen auf die Treppe ausmündete und dadurch dem Tabaksrauch einen freien Abzug gab, ohne in das Zimmer der Schwester zu dringen. Nach einem stillschweigenden Uebereinkommen betrat er deshalb auch nie das Nachbarzimmer mit seiner Pfeife — wenigstens nie, wenn die Fenster geschlossen waren. An warmen Sommertagen, wenn diese weit geöffnet standen, kam er aber doch auch manchmal einen Moment „als Schornstein," wie er es selber nannte, hinüber, blies den Qualm ein paar Minuten dort in's Freie hinaus und kehrte dann in sein „Rauchnest" zurück — oftmals, ohne auch nur eine einzige Silbe gesprochen zu haben. Heute Morgen war er in besonders schlechter Laune, denn die zahlreichen Musikbanden, von denen manchmal zwei zu gleicher Zeit verschiedene Melodien unter seinem Fenster bliesen, hatten jedes Memoriren unmöglich gemacht. Was half es ihm, daß er

die Fenster fest verschlossen hielt und die Rouleaux selbst herunter ließ, um so wenig als möglich von dem Treiben da unten zu hören und zu sehen! Die schrillen Töne drangen doch hindurch, und der Tabaksqualm wurde zuletzt so dicht und arg, daß er es selber nicht mehr darin aushalten konnte.

Mit einem halb verbissenen Fluche zog er die Rouleaux wieder in die Höhe, stieß die Fensterflügel auf und ging dann, sein Zimmer auch durch die geöffnete Thür lüftend, einen Augenblick zu seiner Schwester hinüber, wo er an eines der weit geöffneten Fenster trat.

„Du kannst wohl heute bei dem Lärm nicht arbeiten, Onkel?" fragte ihn das junge Mädchen, das in einfach bürgerlicher, fast etwas dürftiger Tracht an einem kleinen Tisch am Fenster saß und künstliche Blumen zusammenstellte. Sie sah ihm wohl an, daß er mürrisch und verdrießlich war, konnte aber in solchen Fällen noch immer am besten mit ihm auskommen.

„Arbeiten," knurrte Pfeffer an seiner Pfeifenspitze vorbei und schoß erst eine Anzahl von Rauchringeln in die blaue, sonnige Luft hinaus — „arbeiten, bei dem Skandal? Es ist ordentlich, als ob sie Einem das Gehirn auseinander

trieben. Das halte ich auch nicht länger aus. Gott straf' mich, morgen kündige ich das verwünschte Logis und ziehe an's andere Ende der Stadt! Lieber doch oben auf einem Thurm und eine Meile vom Theater wohnen, als hier in diesem Sodom und Gomorrha!"

Henriette schmunzelte leise vor sich hin, denn den nämlichen Entschluß faßte der Onkel an jedem solchen Markt, hütete sich aber wohl, ihn je auszuführen; denn die Wohnung lag ihm selber viel zu bequem und nahe beim Theater, um sie leichtsinnig aufzugeben. Er war eben verdrießlich heute, und da mußte man ihn austoben lassen; er wurde auch schon von selber wieder gut.

Jetzt freilich leuchtete sein Gesicht wie eine Wetterwolke mit seinen finster zusammengezogenen Brauen, die Stirn in tiefen Falten und einen Ausdruck in den Zügen, als ob er die Welt hätte vergiften können. Da plötzlich, als ob eine Garbe von Leuchtkugeln die dunkle Nacht erhellt, nahm er die Pfeife aus dem Munde — sein Gesicht strahlte von Freundlichkeit, und mit einer tiefen Verbeugung und dem verbindlichsten Lächeln vom Fenster aus Jemanden grüßend, der gerade unten vorbeiging, sagte er

mit seiner wohlwollendsten Miene: „Daß Du den Hals brächest, Du verdammter schiefbeiniger Halunke Du — Du Leuteschinder — empfehle mich Ihnen gehorsamst!“

„Wer geht denn da vorbei?“ sagte seine Schwester, eine Frau vielleicht hoch in den Dreißigern, aber ein liebes, freundliches, matronenhaftes Wesen, die leidend schien und auf dem Sopha lag.

„Der Herr Director,“ lächelte Henriette.

„Wie der Schuft die Beine spreizt,“ sagte Pfeffer, der wieder seine alte, finstere Miene angenommen hatte, sobald der Director von unten nicht mehr herauf sah — „breitspuriger Musenkutscher — grüßt auch noch der — Heuchler!“

„Ach, Onkel, sieh nur, was da für reizende Kinder in der Equipage sitzen!“ rief Henriette, die von ihrer Arbeit aufgeblickt, während Pfeffer noch immer giftig seinem Vorgesetzten oder Chef nachschaute. „Das sind gewiß Fremde, denn ich erinnere mich nicht, sie schon hier gesehen zu haben.“

Unten vor dem Fenster fuhr in diesem Augenblick ganz langsam, da die Pferde in dem Menschengewühl nur im Schritt gehen konnten,

eine leichte, sehr elegante Equipage vorüber. Ein Kutscher in Livrée führte sie, und im Fond derselben saßen ein Herr und eine Dame in Reisekleidern, während auf dem Rücksitz ein junges Mädchen — wahrscheinlich die Bonne — die größte Mühe hatte, zwei allerliebste Kinder, einen Knaben von etwa vier und ein kleines Mädchen von vielleicht drittehalb Jahren, ruhig auf ihren Sitzen zu halten. Und das schien in der That kein kleines Stück Arbeit, denn das lebendige Pärchen entdeckte in der neuen, regen Umgebung eine solche Menge von Merkwürdigkeiten, daß sie mit den kurzen Aermchen nur immer da- und dorthin deuteten und Vater und Mutter das gerade Bemerkte auf frischer That auch zeigen, ja, am liebsten hinaus und näher hinan wollten.

Die Eltern aber, die dem sie umwogenden Treiben kaum einen Blick schenkten, lächelten über die fröhliche Unruhe der Kinder und mußten nur selber mit beschwichtigen und ermahnen helfen, um ihren unruhigen Eifer zu zügeln.

„Ja, das sind Fremde," sagte Pfeffer, der einen mürrischen Blick nach der bezeichneten Richtung hinunterwarf; „es wimmelt ja von denen jetzt in Haßburg — vornehmes Pack —

hochnasige Gesellschaft — was kümmern die uns!"

„Was das für eine reizende Frau ist und was für wundervolle Haare sie hat!" fuhr Jettchen fort.

„Ja, wie Deine Tante, Fräulein Bassini — ein echter Goldfuchs — wie nur ein Mensch an rothen Haaren Freude finden kann."

„Aber sie sind doch nicht roth, Onkel — es ist das herrlichste Goldblond, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe."

„Goldblond," brummte Pfeffer verächtlich vor sich hin — „Rothfuchs — was Du für einen Begriff von goldblond hast."

„Du bist einmal verdrießlich heute, Onkel," lächelte Henriette, „und in der Stimmung hättest Du selbst am Himmelsblau 'was auszusetzen."

„Hätt' ich?" brummte Pfeffer und qualmte stärker — „was die Jungfer Naseweis nicht Alles bemerkt. — Das da unten sind auch ein paar goldblonde Pferde, nicht wahr?"

„Das ist die Equipage des reichen Monford," sagte Jettchen, die wieder einen Blick hinausgeworfen hatte, aber zugleich auch, verlegen erröthend, ohne daß der Onkel jedoch etwas davon

bemerkte, nach unten irgend Jemanden dankend grüßte.

„Die wälzen sich ordentlich in Gold," sagte Pfeffer — „Herr Gott, ist das nun Gerechtigkeit? Das Volk weiß nicht, wie es die Tausende, nur um sie los zu werden, zum Fenster hinauswerfen soll, und bei uns langt's manchmal knapp zu Kartoffeln und Häringen!"

„Und wer weiß, ob sie so glücklich sind, wie wir!"

„Glücklich — was sollte denen an ihrem Glück fehlen? Alles, was sich ein Mensch nur möglicher Weise wünschen kann, wenn er recht unverschämt ist, haben sie: eine große, reiche Familie, Sohn und Tochter, gesund und vornehm — bah, geh' mir mit den Redensarten, die sich recht hübsch von der Kanzel herunter oder auf dem Theater ausnehmen: „Reichthum macht nicht glücklich" — aber im wirklichen Leben — alle Teufel," unterbrach er sich plötzlich und nahm rasch die Pfeife aus dem Mund, „schnüffelt da unten nicht schon wieder unser siebenundzwanzigster Liebhaber, unser Herr Rebe mit seinem classischen Vornamen herum? Horatius Rebe — Horatius Cocles — jedenfalls Geschwisterkind mit einander — daß Dich die Milz sticht!"

„Aber, bester Onkel," lächelte Henriette, dabei doch etwas verlegen und jedenfalls mehr erröthend, als eigentlich nöthig gewesen wäre — was kann denn ein Mensch für seinen Vornamen? Er hat ihn sich doch nicht selber gegeben."

„Unsinn, selber gegeben — natürlich hat er ihn sich nicht selber gegeben, sondern irgend ein eben so verrückter Pathe; aber er kann ihn doch zum Teufel werfen, so wie er nur einmal so viel Verstand hat, um eine Nachtmütze von einer Lichtscheere zu unterscheiden!" rief der Onkel, der heute wirklich entschlossen schien, sich über Alles zu ärgern. — „Horatius — Horatius! Jeder anständige Mensch auf der Welt hat doch wenigstens zwei oder drei verschiedene Vornamen, von denen er berechtigt ist, sich den auszuwählen, der ihm am besten gefällt. Warum thut er das nicht auch? — aber denkt gar nicht dran. Wahrscheinlich ist er auch noch stolz auf seinen Horatius; daß Dich der Henker hole — ich wollte Dich behoratiussen, wenn Du mein Sohn wärest!"

„Aber, Onkelchen," lachte Henriette still vor sich hin, „wenn Dir nun seine anderen Namen auch nicht besser gefielen, wie der da?"

„Ach, Schnack," rief Pfeffer, „und was weißt

Du überhaupt von seinen anderen Vornamen, he? Was sagst Du?"

„O, nichts, Onkelchen, ich zählte nur eben hier die Blätter zu dieser weißen Rose ab."

„Und beim Himmel," fuhr Pfeffer auf, der, während er sprach, den jungen Menschen nicht aus den Augen gelassen hatte, „da kommt er schon wieder auf's Haus zu! Jettchen, Jettchen, ich will Dir 'was sagen — ich fange an Verdacht zu schöpfen, daß sich der junge Springinsfeld die Schuhsohlen hier nicht umsonst alle Tage vor dem Fenster abläuft — ich hätte Dich für vernünftiger gehalten."

„Aber, Onkel!"

„Die Possen laß Dir vergehen," fuhr Pfeffer fort; „Du hast nichts, als was Du Dir mit Deiner Hände Arbeit sauer genug verdienst, und er hat gar nichts, als seine „Liebe zur Kunst," wie er's hochpoetisch nennt und die ihn bis jetzt nicht viel höher gebracht hat, als Stühle heraus zu tragen und höchstens einmal einen Ritter anzumelden! Darin paßt Ihr nun allerdings zu einander, daß Ihr Beide nichts habt, aber das Ende vom Liede wäre auch, daß Ihr Euch Beide unglücklich machtet und Euer Leben verdürbet!"

„Aber Onkel, er denkt gar nicht daran!"

„Denkt nicht daran? — Lehr' Du mich Menschen kennen! — Uebrigens weiß ich schon, daß er nur wieder unter dem Vorwande heraufkommt, mich zu besuchen. Na, die Freude will ich ihm dieses Mal machen — arbeiten kann ich außerdem heute nichts — daß Ihr ihn mir aber nicht hier herüber laßt, das sag' ich Euch!" — Und damit nahm er seinen Schlafrock vorn zusammen und ging wieder über den Vorsaal in sein eigenes Zimmer hinüber.

Henriette blieb schweigend an ihrer Arbeit sitzen, und die Mutter war aufgestanden und nahm ihr jetzt gegenüber am Fenster Platz.

„Der junge Rebe ist die letzte Zeit recht oft hier gewesen, Kind," sagte sie endlich, während ihr Auge über die bunten Gruppen vor dem Fenster glitt, ohne sie zu sehen.

„Liebe Mutter..."

„Ich glaube, der Onkel hat recht, Kind," fuhr die Frau aber wehmüthig fort — „nicht, daß ich etwas gegen den jungen Mann selber einzuwenden hätte; er scheint brav und ordentlich zu sein und man hört über sein ganzes Betragen nur immer Gutes, aber — das Theater ist ein gefährlicher Boden für junge Leute, und — kein

Mensch weiß außerdem, ob er auch wirklich Talent hat und es je zu etwas bringen wird."

„Er studirt so fleißig!" sagte Henriette leise.

„Ja, mein Kind," seufzte die Frau, „das allein macht es nicht, und darin steht der Künstler weit gegen den Gelehrten im Nachtheil. In jedem andern Fache kann es ein wirklich tüchtiger Mann durch Fleiß und Ausdauer erzwingen, vorwärts zu kommen, wenn er auch nicht übermäßig begabt sein sollte; in der Kunst aber nicht, und nicht allein das Talent hilft ihm da, er muß auch Glück haben, wenn er es je zu etwas bringen — wenn er je ein erstes Fach bekleiden will. Kann er das aber nicht, dann wäre es viel vernünftiger, er lernte eher das einfachste Handwerk, als daß er sich seine Lebenszeit bei kleinen Bühnen herumtriebe, um da zweite oder dritte Rollen zu spielen. In dem Fall, mein Herz, ist der Schauspielerstand ein elendes und trauriges Leben, glaube mir!"

„Aber Du warst selber beim Theater, Mama," sagte Henriette, „der Onkel ist dabei, Deine selige Mutter, wie Du mir oft erzählt, soll ebenfalls eine brave Sängerin gewesen sein, ja, Deine eigene Schwester spielt jetzt noch Komödie!"

„Das Alles ist wahr, Herz," nickte die Mut-

ter, „unsere ganze Familie gehört dem Theater an, und doch danke ich Gott, daß Du Dir Dein Brod, so spärlich es auch sein mag, auf andere Art verdienen kannst. Ja, wer eines der ersten Fächer bekleidet, wer bei einer großen Bühne der Liebling des Publikums geworden, der nimmt wohl eine ehrenvolle Stellung ein, und kann auch ganz seiner Kunst leben; die Direction braucht ihn und seine Zukunft ist gesichert — aber wie Wenigen unter Tausenden ist das beschieden, und sich in untergeordneten Fächern bald hier, bald da herumtreiben, jetzt hier mit einer kleinen Gage angestellt, dann wieder im Lande nach einem Engagement herumsuchend, das, mein liebes Kind, sei versichert, ist ein trauriges Brod, und schlimmer, weit schlimmer, als Holzhacken und Tagelohn!"

„Aber verdienen die Leute nicht, was sie zum Leben brauchen?"

„Ja — vielleicht. — So lange sie allein stehen und gesund bleiben, schlagen sie sich durch, und der Leichtsinn, der ein glückliches Erbe dieses Standes ist, hilft ihnen über manches Schwere hinweg. Verheirathen sie sich aber und kommt Familie dazu, dann tritt nur zu häufig der furchtbare Ernst des Lebens an sie heran und sie lei-

den oft, ohne eine Stätte, wohin sie ihr Haupt legen können, die bitterste Noth. — Aber ich brauche Dir das gar nicht weiter zu bestätigen; Du siehst es selber hier fast jede Woche, denn keine vergeht, wo nicht Einer oder der Andere hier durchkommt und sein Leben mit Collectenmachen fristet — nur um den nagenden Hunger zu stillen, nur um der dringendsten Noth abzuhelfen. Jeder Thaler aber, der ihnen gereicht wird, ist doch nur ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein und ihres Jammers kein Ende — kannst Du es mir und dem Onkel verdenken, wenn wir Dich vor einem solchen Schicksal bewahrt wissen wollen?"

„Liebe Mutter!"

„Aber wir schwatzen und schwatzen hier," brach die Frau plötzlich ab, „und es wird indessen spät; da schlägt es wahrhaftig schon zehn Uhr — Kind, Du mußt nach dem Mittagessen sehen, sonst wird der Onkel nachher böse, wenn es nicht zur rechten Zeit auf dem Tisch steht."

„Ja, ja, Mama," rief Henriette, schob ihre Arbeit rasch bei Seite und ging hinaus in die Küche. Die Mutter sah ihr sinnend nach, stützte dann den Kopf in die Hand und seufzte leise, aber recht aus tiefster Seele herauf:

„O, daß wir so arm sind!“ —

Pfeffer hatte indessen sein unter der Zeit vollständig gelüftetes Zimmer wieder betreten und die Thür geschlossen, als es anklopfte.

„Guten Morgen, Herr Pfeffer,“ sagte in diesem Augenblick der junge Rebe, welcher auf der Schwelle erschien, „ich störe doch nicht?“

„Woher vermuthen Sie das, mein sehr verehrter Herr Horatius Rebe, wenn man fragen darf?“ brummte Pfeffer, dessen Laune sich noch nicht im geringsten gebessert hatte.

„Weil ich Sie so deutlich erkennen kann,“ lächelte der junge Mann, „denn wenn Sie tüchtig arbeiten, haben Sie auch gewöhnlich eine dem entsprechende Wolke um sich her.“

„Das Rauchen ist Ihnen doch nicht unangenehm?“ fragte Pfeffer verbindlich und mit einer Bewegung, als ob er seine Pfeife gleich in die Ecke stecken wollte.

„Mein guter Herr Pfeffer,“ sagte Rebe mit einem wehmüthigen Zug um die Lippen, „ich weiß sehr wohl, daß mir nichts unangenehm sein darf — übrigens würde ich selber wieder rauchen, wenn meine Gage nur ein klein wenig höher wäre.“

„So — und was verschafft mir da heute die Ehre Ihres Besuches?“

„Ich sehe, Sie sind heute nicht in glücklicher Stimmung," sagte Rebe — „kann ich vielleicht die Damen sprechen?"

„Nein," brummte Pfeffer — „meine Schwester ist krank und Jettchen pflegt sie."

„Doch nicht ernstlich?"

„Allerdings, sie pflegt sie ganz ernstlich."

„Nein, ich meine..."

„Wünschen Sie sonst noch etwas?"

„Mein lieber Herr Pfeffer, sagen Sie mir nur, weshalb Sie mich heute so schrecklich ablaufen lassen," bat Rebe herzlich, indem er auf ihn zuging und seine Hand zu ergreifen suchte, die Pfeffer aber in die Tasche steckte — „habe ich Ihnen etwas zu leid gethan?"

„Nein — noch nicht — aber Sie wollen es!" brummte mürrisch der Mann.

„Ich will es?"

„Ja — Sie verdrehen dem Mädel, dem Jettchen, den Kopf!"

„Aber, bester Herr Pfeffer!"

„Können Sie eine Frau ernähren?"

„Noch nicht, aber ich hoffe..."

„Hoffe — alberne Redensart — hoffe, hoffe — dafür giebt Ihnen kein Mensch einen Pfiffer-

ling, viel weniger eine ganze Haushaltung! Wie lange sind Sie schon beim Theater!"

„Seit einem Jahre — seit ich hier bin!"

„Hm — und was waren Sie früher?"

„Ich habe studirt."

„Nun ja, das dachte ich mir ungefähr, und nachdem Sie Ihren Eltern das schwere Geld gekostet, laufen Sie zum Theater — nein, es ist ganz unglaublich, wie verrückt manche Menschen sind, studirt bis in die blaue Pechhütte hinein, nur um nachher die Geschichte an den Nagel zu hängen und in der Welt herumzufahren! Wofür haben Sie nun studirt?"

„Und glauben Sie wirklich, daß mir das als Schauspieler verloren wäre?" lächelte Rebe. „Hier gerade kann es mir bedeutend nützen, und wenn meine Liebe zur Kunst..."

„Jetzt hören Sie auf," schrie Pfeffer — „Liebe zur Kunst — wenn ich den Blödsinn nur nicht mehr hören müßte — Liebe zur — ich hätte bald 'was gesagt, Herr Horatius! — Apropos, ist der Horatius etwa Ihr Theatername, und glauben Sie, daß er sich besonders hübsch auf dem Zettel ausnehmen soll, wenn es zum Beispiel heißt: Horatio Herr Horatius Rebe?"

„Ich bin so getauft," lächelte der junge Mann

„und — möchte mich doch auch nicht gern wieder umtaufen.“

„Aber Sie haben doch, zum Teufel, auch noch andere Namen!“ rief Pfeffer. „Weshalb nehmen Sie nicht einen von denen?“

„Allerdings, Herr Pfeffer,“ sagte Rebe etwas verlegen, „aber die anderen klingen eben auch nicht besser. Ich heiße mit meinem vollen Namen Horatius Scipio Quintus.“

„Nanu bitt' ich aber zu grüßen!“ rief Pfeffer erstaunt. „Weiter nichts?“

„Mein Vater war ein armer Schullehrer,“ fuhr Rebe fort, „der für die Alten schwärmte — er ist lange todt,“ fügte er leise hinzu, „und ich mochte ihn nicht dadurch noch im Grabe kränken, daß ich den ihm einst lieb gewesenen Namen verwarf.“

„Sehr ehrenwerth, Herr Horatius Cocles — Rebe, wollt' ich sagen,“ brummte Pfeffer, „aber ich glaube, Sie haben Ihren todten Papa noch viel mehr damit gekränkt, daß Sie unter die Komödianten gegangen oder, wenn Ihnen der Ausdruck besser gefällt, Mime geworden sind. Keinesfalls hätten Sie zu studiren gebraucht, um ein schlechter Schauspieler zu werden.“

„Aber ich hoffe ein guter zu werden, Herr Pfeffer.“

„Da haben wir wieder die Hoffnung, und indessen beschäftigen Sie sich mit Hinaustragen von Stühlen und Ableiern von kleinen Rollen!“

„Weil ich keine größeren bekommen kann!“ rief Rebe. „Ist denn der Director auch nur dazu zu bewegen, mir einmal einen Versuch zu gestatten? Erlaubt er mir denn nur ein einziges Mal, zu zeigen, was ich wirklich kann? Ach, mein bester Herr Pfeffer, wenn Sie es nur ein einziges Mal dahin bringen könnten, daß ich...“

„Bleiben Sie mir vom Leibe,“ rief Pfeffer rasch; „ich habe mit der ganzen Schmiere nichts zu thun! Ich spiele meine Rollen ab, und damit Basta — wenn Ihnen eine von denen zusagen sollte, mit dem größten Vergnügen — in das Andere mische ich mich nicht. So viel sage ich Ihnen aber: — hier — wenn Sie wirklich Talent hätten — kommen Sie zu nichts; Handor spielt Alles, also eine Aussicht bleibt Ihnen nicht, und deshalb bitte ich Sie jetzt sehr ernstlich, daß Sie dem armen Mädchen, dem Jettchen, keinen weiteren Sparren in den Kopf setzen!“

„Aber, bester Herr Pfeffer!“

„Ich glaube, Sie haben mich verstanden?“

„Vollkommen!"

„Schön, dann brauchen wir auch weiter nichts darüber zu reden, und ich..."

Er wurde hier unterbrochen, denn in dem Moment flog die Thür auf und herein stürzte in größter Eile und mit einem „Allerseitigen Guten Morgen" Fräulein Bassini, Pfeffer's älteste Schwester, ebenfalls Mitglied des hiesigen Stadttheaters — mit einem riesigen Toupet von hochrothen Locken, dabei decolletirt und sehr phantastisch angezogen. Sie machte auch nicht viel Umstände.

„Fürchtegott," rief sie, „ich habe meine Dose vergessen und muß in die Probe — borg' mir die Deinige."

Fräulein Bassini — wie sie mit ihrem Theaternamen hieß, da ihr der Name Pfeffer zu prosaisch klang — spielte Charakter- und Anstandsdamen. Sie war aber „jeder Zoll eine Schauspielerin" und, wenn auch schon im Anfange der Vierziger — was sie übrigens hartnäckig läugnete —, doch noch so liebenswürdig coquet, wie ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren.

„Schon wieder einmal," sagte Pfeffer, wie es übrigens schien, nicht sehr erbaut von dem Ueberfall; „merkwürdig, daß Du nie etwas von

Deiner Auftakelei vergißt. Frauenzimmer, wie siehst Du heute Morgen wieder aus — gerad' wie ein Pfingstochse!"

„Du bist und bleibst ein Grobian!" rief Fräulein Bassini, indem sie ohne Weiteres die auf dem Tisch stehende Dose an sich nahm und einsteckte — was müssen denn nur andere Leute von Dir denken. — Guten Morgen, Herr Rebe!"

„Und willst Du nicht einmal zu Deiner Schwester hinübergehen? Sie ist nicht recht wohl."

„Es hat schon zehn Uhr geschlagen, und ich komme im ersten Act," rief Fräulein Bassini, und damit war sie aus der Thür verschwunden.

Als sie dieselbe öffnete, sah Rebe draußen in der Küche Henriette stehen.

„Also, mein lieber Herr Pfeffer?"

„Nun, ich denke, Sie haben auch Probe; Sie machen ja wohl einen von den Ballgästen?"

„Leider," seufzte der junge Mann, „aber ich komme erst am Schluß des zweiten Actes."

„War mir sehr angenehm," sagte Pfeffer mit einer Miene, als ob er ihn eben so lieb wie nicht zur Thür hinausgeworfen hätte.

Rebe machte eine Verbeugung und verließ das Zimmer. Wie er die Thür hinter sich zudrückte, traf er vorn in der kleinen, halbdunkeln

Küche, die ihr Licht nur durch ein Thürfenster des Vorsaales erhielt, Jettchen.

„Mein liebes Fräulein, ich danke meinem Schicksal, daß ich Ihnen wenigstens Guten Morgen sagen kann."

„Guten Morgen, Herr Rebe," erwiederte Henriette leise.

„Ihre Frau Mutter ist nicht wohl?"

„Hoffentlich nur eine Erkältung."

„Hoffentlich — und Sie arbeiten so fleißig?"

„Ich muß ja wohl."

„Sie glauben nicht, wie lang mir der gestrige Tag geworden ist — wie lang mir mein übriges Leben werden wird."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Jettchen leise.

„Ihr Onkel hat mir mit ziemlich deutlichen Worten das Haus verboten — und ich fühle selber, daß er dabei in seinem Rechte ist. Zürnen Sie mir nicht, mein liebes Jettchen, wenn ich seinem Befehl gehorche — ich sehe ein, daß es sein muß."

Drinnen im Zimmer klingelte es.

„Die Mutter verlangt nach mir," rief das junge Mädchen.

„Leben Sie wohl, Jettchen, sagte Rebe und reichte ihr die Hand, die sie schüchtern nahm —

aber wieder klingelte es — und sich losreißend, flog sie in das Zimmer zurück. Horatius Rede aber sah ihr wehmüthig nach und verließ dann in einer recht gedrückten und traurigen Stimmung das Haus, welches er kurz vorher so freudig betreten hatte.

2.
Unter den Buden.

Der Wagen mit dem jungen Paar und den Kindern, der vorhin Henriettens Aufmerksamkeit erregt, fuhr noch eine Strecke durch das Menschengewühl im Schritt, bis er einen freieren Platz erreichte. Dort ließ der Kutscher die Pferde ein wenig austraben, und bald hielt das leichte Fuhrwerk vor einem nicht sehr großen, aber außerordentlich freundlich gelegenen herrschaftlichen Haus, an dessen Gartenpforte schon verschiedene dienstbare Geister standen, um die erwartete Herrschaft in Empfang zu nehmen.

Der junge Mann war, wie nur der Wagen hielt, rasch zuerst hinausgesprungen, und seine beiden Kleinen aufnehmend und den herbeieilenden Mädchen übergebend, half er der jungen Frau

ebenfalls aus dem Wagen — aber sie bedurfte kaum seiner Hülfe.

Es war eine reizende, schlank gewachsene Gestalt, mit wundervollen goldblonden Haaren und lebendigen, aber doch so seelenvollen Augen, die aber kaum ihre Hand auf seinen Arm stützte, so leicht sprang sie selbst von dem Wagen herab. Aber unten blieb sie stehen, und einen halb neugierigen, halb ängstlichen Blick umherwerfend, sagte sie mit leiser, fast zitternder Stimme:

„Und sind wir denn wirklich hier in Haßburg, Felix? Haben wir endlich unser lang ersehntes Ziel erreicht?"

„Haßburg gewiß," lächelte ihr Gatte, indem er ihren Arm in den seinen zog und, von den Kindern und den Dienern gefolgt, dem Hause zuschritt — „und alles Andere wird sich auch wohl fügen. Jetzt aber, herziges Frauchen, zeige ich Dir vor allen Dingen unsere neue Heimath, und hoffe gewiß, daß Du mit mir zufrieden sein sollst."

„Mein guter Felix — Du sorgst so für Alles!"

„Du wirst mir bezeugen müssen," lächelte ihr Gatte, „daß ich mich diesmal selbst übertroffen habe."

Und in der That hatte er nicht zu viel versprochen. Das freundliche Haus, das mitten in

einem reizenden, wohlgepflegten Garten stand, glich einem kleinen Paradies. Alles war dabei wohl reich, und ihrem Rang entsprechend, aber auch so einfach und geschmackvoll hergerichtet, daß, wie er mit seiner Gattin die Räume durchschritt, Helene, die junge Gräfin Rottack, kaum Worte fand, ihm dafür zu danken.

So durchwanderten sie das ganze Haus, und endlich, als sie so ziemlich Alles besichtigt hatten, traten sie hinaus auf einen kleinen eisernen Balcon. Hier aber eröffnete sich ihnen ein wunderliebliches Landschaftsbild nach den, Haßburg umschließenden Hügeln und Hängen hinüber, und Helene, von der Aussicht wirklich entzückt und überrascht, flüsterte, indem sie ihr Haupt an des Gatten Schulter schmiegte:

„Wie soll ich es Dir danken, Felix, daß Du so meinen kleinsten, vielleicht thörichten Wunsch erfüllt? Wie soll ich überhaupt je im Leben das wieder gut machen, was Du schon in den wenigen Jahren für mich — für das arme, freundlose Kind — für die Waise gethan? — Ich weiß es nicht — mein ganzes Herz ist nur erfüllt von dem Einen Gefühl des Dankes, der Liebe für Dich, Du guter Mann!"

„Meine Helene — mein liebes Herz!" rief

Graf Rottack, sie an sich pressend — „wer von uns ist dem Andern denn mehr zu Dank verpflichtet, Du mir, oder ich Dir? Was anders habe ich gethan, als nur die Liebe erwiedert, die Du mir entgegenbrachtest, während Du Dein ganzes Glück, Dein ganzes Leben vertrauensvoll in meine Hände legtest!"

„Mein Felix!"

„Was wäre aus mir geworden," fuhr der junge Mann fort, sie immer noch in seinem Arm haltend, „wenn Du Dich damals meiner nicht angenommen? In einer Stimmung, die mich der tollsten Streiche fähig machte, wäre ich vielleicht zu Grund gegangen. Du allein hast mich dem Leben erhalten, und gebe nur Gott, daß ich Dir, armes Herz, auch den Frieden wiedergeben könne, nach dem Du Dich sehnst — daß ich Dir das Einzige verschaffe, was bisher nicht in meinen Kräften stand — die Liebe Deiner Mutter!"

„Und hast Du jetzt nicht den Schritt gethan, der uns ihr näher bringen mußte?" sagte Helene herzlich.

„Ja, mein Schatz," erwiederte Graf Felix, indem er sie losließ und sich mit der Hand wie verlegen durch die dunkeln Locken fuhr — „aber

— ich möchte nicht, daß Du Dich dadurch zu großen Erwartungen hingäbst, und ich — fürchte — wir sind jetzt gerade noch so weit von unserem Ziel entfernt, wie früher."

„Du hast kein Vertrauen zu ihr. . . ."

„Aufrichtig gesagt, nein," erwiederte ihr Gatte. Du weißt, daß die Gräfin Monford, als wir vor fünf Jahren aus Brasilien zurückkehrten, mit ihrem Gatten auf Reisen war und sich drei Jahre lang in Italien, Griechenland und Aegypten amüsirte. Dann kehrten sie auf wenige Monate zurück und gingen wieder nach Paris und London, so daß eben kein Halt an sie zu bekommen war. Jetzt endlich haben sie sich seit etwa sechs Monaten hier bei Haßburg auf ihrem alten Stammsitz niedergelassen, und ich war im Stande, die genauesten Erkundigungen über sie einzuziehen."

„Und was können fremde Menschen über sie sagen?"

„Fremde Menschen wissen genau, wie sie sich fremden Menschen zeigt," sagte Graf Rottack achselzuckend, und wir selber müssen vollkommen darauf gefaßt sein, als Fremde von ihr behandelt zu werden."

„Die eigene Tochter?"

„Liebes Kind, Du vergißt, daß sie Dich nicht öffentlich anerkennen darf, wenn sie sich nicht in den Augen der Welt vollständig compromittiren will. Graf Monford ist dabei nicht allein ein sehr reicher, sondern auch entsetzlich stolzer Herr, der an seinem Stammbaum mit einer Verehrung hängt, als ob ihn Gott der Herr damals dem Altvater Noah mit den ersten Weinreben in den Garten gepflanzt hätte. Einen Flecken darauf, sobald er nur eine Ahnung davon bekäme, würde er für mehr als ein Unglück, er würde ihn für das Verderben seines ganzen Hauses halten, und erhielte er die Gewißheit des Geschehenen, so zerrisse er — glaube mir, ich kenne dergleichen Herren — nachsichts- und erbarmungslos die Bande, die ihn an seine Gattin fesseln. Und seine Gattin weiß das, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Aber das Gefühl muß ja doch in ihr sprechen," sagte Helene weich und herzlich.

Graf Rottack wollte etwas darauf erwidern, aber bezwang sich. Er hatte die Arme gekreuzt und starrte einen Augenblick sinnend auf die sonnenbeschienenen Hänge hinaus. Endlich wandte er das Antlitz wieder der ängstlich zu ihm aufschauenden Gattin zu und sagte, ihr freundlich

in die Augen sehend: „Du weißt, meine Helene, daß ich bis jetzt Alles gethan habe, Deinen Wunsch zu erfüllen, Deinen Plan zu fördern. Es ist Alles geschehen, um uns dem näher zu bringen — die Entfremdung von Deiner Mutter zu heben; so laß uns aber, ehe wir den letzten Schritt dazu thun, auch die Sache vorher ruhig besprechen, damit Dich eine doch mögliche Enttäuschung Deiner Hoffnungen nachher nicht zu unerwartet faßt und erschüttert."

„So glaubst Du wirklich..."

„Von Glauben kann noch keine Rede sein, mein Herz, aber Du weißt, wie Deine Mutter, nach jenem Fehltritt ihres Lebens, sich von Dir lossagte und von da an eigentlich weiter gar nichts für Dich that, als daß sie jener nach Brasilien gehenden Frau, der sie Dich vollständig überließ — ein Kostgeld für Dich zahlte. Du entdecktest das Geheimniß und verließest jene Frau. Fest aber darfst Du davon überzeugt sein, daß diese Madame Baulen Deiner Mutter die Flucht ihres Kindes nicht angezeigt hat, sondern nach wie vor das Geld für Dich noch regelmäßig fortbezieht. Deine wirkliche Mutter muß Dich also noch immer in Brasilien glauben."

„Ich bat Dich immer, ihr einmal zu schreiben," sagte Helene leise.

„Um Gottes willen keinen Brief, Schatz!" rief ihr Gatte lächelnd. „Eine Sache, die man wirklich als Geheimniß wahren will, darf man nie einem Papier anvertrauen, denn kein Mensch kann wissen, wem ein solches Blatt einmal durch Zufall in die Hand geräth. Denke nur daran, wie Du selber das Geheimniß Deiner Geburt erfahren: nur dadurch, daß Deine Mutter diese nöthigste aller Vorsichtsmaßregeln versäumte, durch einen in Deine — also in unrechte Hände gerathenen Brief. Nein, alles Derartige muß entweder mündlich oder gar nicht abgemacht werden, mündlich und ohne Zeugen, schon Deiner Mutter und deshalb auch Deinetwegen, und einmal habe ich den Versuch schon gemacht."

„Du hast sie gesehen, Felix?" rief Helene rasch und geängstigt, „und mir kein Wort davon gesagt," setzte sie leise und fast vorwurfsvoll hinzu, „war das recht?"

„Weil ich Dir nicht unnöthiger Weise weh thun wollte, Schatz."

„Und was sagte sie?"

„Ich hatte mich ihrem Gatten und ihr, als ich damals das Haus kaufte, an einem dritten

Orte vorstellen lassen und benutzte dann die Gelegenheit, nachdem der Kauf abgeschlossen, mich bei ihnen als Nachbar, in ihrer eigenen Wohnung, einzuführen. Natürlich war es nur eine Formvisite, aber es sollte auch zugleich eine vorläufige Probe sein, ob die Gräfin bei meinem Erscheinen irgend eine Bewegung zeigen würde. War das der Fall, so hätte Madame Baulen in Santa Clara ihr doch, und wider alles Erwarten, Mittheilung gemacht."

„Und was sagte sie?"

„Ich hatte mich in unserer alten brasilianischen Freundin nicht geirrt," lachte Felix. „Die Gräfin Monford konnte keine Ahnung haben, denn sie zuckte mit keiner Wimper, mein Name rief keine Erinnerung in ihrer Seele wach. Ich war ihr ein vollkommen fremder Mensch."

„Und war sie gut, war sie freundlich?" fragte Helene, und ihr Blick hing angstvoll an den Lippen des Gatten.

„Sie war sehr vornehm und sehr stolz," sagte Felix nach einigem Zögern; ich konnte nicht warm bei ihr werden. Aber laß Dir das keine Sorgen machen, Kind, fuhr er herzlich fort, als er den schmerzlichen Zug in ihrem Antlitz bemerkte: „Gegen einen vollkommen fremden Men-

schen konnte sie ja auch kaum anders sein. Nur dürfen wir nichts übereilen und müssen vor allen Dingen erst einmal bekannt mit der Familie werden. Sie soll Dich erst sehen und lieb gewinnen, und dann findet sich einmal eine Gelegenheit, wo Du sie, am besten hier bei uns, ohne Zeugen sprechen und Dich ihr entdecken kannst. Willst Du das mir überlassen?"

„Von Herzen gern, Felix," sagte Helene mit tiefem Gefühl. „Wem auf der Welt könnte ich lieber den heißesten Wunsch meiner Seele anvertrauen, als Dir, der Du schon so oft bewiesen hast, wie lieb ich Dir bin, wie gut Du es mit mir meinst."

„Schön, meine Puppe," lachte da Felix wieder in der alten, muntern Laune und schloß sie in die Arme. „Dann aber mach' auch jetzt wieder ein freundliches Gesicht und laß Kummer und Sorgen fahren. Was geschehen kann, geschieht, dann haben wir uns wenigstens selber keine Vorwürfe zu machen. Und nun, Schatz, nimm Dich vor allen Dingen einmal Deiner Kinder an, denn die kleine Gesellschaft macht ja draußen einen Heidenlärm."

„Ich kann sie nicht mehr bändigen, Herr Graf!" rief in diesem Augenblick die Bonne,

die mit ihnen aus dem Nebenzimmer kam. „Günther will absolut hinaus auf den Markt unter die Buden, und Helenchen verlangt ebenfalls zur Musik!"

„Vortrefflich, dann gehen wir unter die Buden," lachte Felix, dem es ganz erwünscht kam, etwas gefunden zu haben, was seine junge Frau für den Augenblick zerstreuen konnte, und ein Jubelgeschrei der Kinder antwortete ihm.

Helene war nicht recht damit einverstanden, aber das kleine Volk hatte einmal die Zusage und nahm den Papa beim Wort, und die nöthigen Anordnungen waren bald getroffen.

Es mochte jetzt etwa zwei Uhr sein; das Diner, welches das junge Paar stets mit den Kindern und der Bonne einnahm, war auf fünf Uhr bestellt, und mit dem jubelnden Knaben an der Hand, während Helene das Töchterchen führte, von der Bonne und einer Magd begleitet, die mitgenommen wurde, um die Kleinste von Zeit zu Zeit zu tragen, schritten sie in das Treiben hinaus, das selbst bis hierher seine Trabanten gesandt hatte. Die Schützenwiese lag aber auch gar nicht weit von dort entfernt, und man konnte das Hämmern der Pauken, wie einzelne Trompetenstöße und ebenso den scharfen, kurzen Krach

der Büchsenschüsse, wenn auch durch die Entfernung gemildert, doch deutlich bis hier herüber hören.

Und die Kinder waren selig, denn überall bot sich ihnen Neues, Ungeahntes.

Hier stand eine Polichinell-Bude mit den kleinen, beweglichen Figuren und der geheimnißvollen, aus dem Kattunkasten herausklingenden Stimme. Dort auf einem großen, runden Tische, von zahlreichen Zuschauern umdrängt, gab eine bunt gekleidete Affenfamilie ihre Vorstellungen. Da drüben wurde nach einer Reihe von aufgestellten Scheiben und Sternen mit Bolzenbüchsen geschossen, und wenn man das Ziel traf, so sprang plötzlich ein bunt gemalter Mann mit einer spitzen Mütze heraus, oder ein lauter Knall kündete den Treffer.

Und dann die Carroussels! Wie jubelte das kleine Pärchen, als es die bunt beflaggten schwebenden Pferde und Wagen sah, und natürlich gaben sie keine Ruhe, bis sie mitten darin saßen und, von der Bonne und Magd bewacht, ihren Rundritt machen durften. Der kleine Günther ließ aber richtig nicht nach, bis er auch auf eins der kleinen Pferdchen gesetzt wurde, wo er versprach, sich tüchtig festzuhalten. Er faßte auch

mit beiden Händchen die Eisenstange, als ob sein kleines Leben daran hinge.

Die Mutter war erst ängstlich, daß er herunterfallen könnte, denn wenn sie selber auch das wildeste Pferd nicht scheute, sorgte sie sich doch um den kleinen Liebling. Der Vater ließ ihn aber lächelnd gewähren, und wie stolz saß jetzt der kleine Bursch auf seinem gemalten Pferd, dessen Seiten er mit den Hacken bearbeitete, bis sich die Reihe an zu drehen fing. Dann aber klammerte er sich fest und ängstlich an, denn so rasch hatte er sich die Bewegung doch nicht gedacht.

Und nun kamen die Buden selber mit ihren zahmen Ponies und kreischenden Papageien, mit ekelhaft fetten Menschen, die sich für Geld sehen ließen, mit angestrichenen Indianern und gezähmten Hyänen, mit Taschenspielern, Feuerfressern, Bauchrednern und wie diese Unnatürlichkeiten alle hießen. Die Kinder sehen allerdings nur das Wunderbare und den Flittertand daran, während die Erwachsenen gewöhnlich ein Gefühl des Ekels oder Mitleids beschleicht, wo derartige Charlatanerien zu eine mBroderwerb benutzt werden, die doch das Elend nicht ver-

bergen können, das hinter all' dem Tand und Putz sich birgt.

Das junge Paar ekelte auch dieses wüste Treiben an, das sie nur den Kindern zu Liebe wieder einmal durchkosteten. Diese ließen aber keine Ruhe, bis sie auch wenigstens ein paar der Buden betreten hatten, und am meisten jubelten sie bei einem Marionettenspiele, aus dem sie fast nur mit Gewalt wieder entfernt werden konnten.

„Bleib' nur noch ein klein wenig sitzen, Mama," rief Helenchen, als der Vorhang endlich fiel, „er geht gleich wieder in die Höh'!" Lachend nahm Graf Rottack die Kleine auf den Arm, um sie durch das Gedränge hinaus in's Freie zu tragen, und athmete ordentlich hoch auf, als er endlich wieder den blauen Himmel über sich sah. Hier draußen preßte aber gerade eine solche Masse von Menschen vorüber, daß er der Bonne Acht auf den Knaben befahl und, seine Frau an den Arm nehmend, über die Straße hinüber zu kommen suchte, wo er freieren Raum sah.

Die Marionettenbude war die letzte in der Reihe, und dicht daran hin führte die breite Promenade, welche sich um die Stadt selber herumzog und gewöhnlich zu Spazierfahrten der haute

volée benutzt wurde. Eben jetzt kam eine Equipage, langsam im Schritt durch die Menschenmenge sich Bahn suchend, vorüber, und die aus dem Wege Drängenden hemmten jede Passage in diesem Augenblick so, daß Graf Rottack mit den Seinen stehen bleiben mußte, um sie erst vorüber zu lassen.

Helene fühlte, wie Felix ihren Arm fest an sich drückte, und von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, flüsterte sie rasch und erschreckt: „Wer ist das?"

„Sei stark, mein braves Frauchen, und verrathe keine Bewegung," ermahnte sie ihr Gatte, „es sind Monfords!"

„Meine...."

„Bst, mein Schatz," warnte Felix rasch, „wir können ihnen nicht mehr ausweichen. Hänge Dich nur fest an meinen Arm."

Der Wagen hatte sie erreicht und fuhr unmittelbar an ihnen vorüber. Nur der Graf und die Gräfin saßen im Fond desselben. Er, der Graf, mochte ein Herr hoch in den Sechszigen sein, mit weißem, vollem Haar und einem wohlgepflegten Schnurrbart.

Seine Frau, eine Dame von vielleicht einigen vierzig Jahren, stattlich und vornehm, in ele-

ganter, aber nicht überladener Toilette, während der Graf selber nur eine Jagdjoppe mit grünem Kragen trug, lehnte nachlässig neben ihm und betrachtete die an ihrem Wagen vorbeidrängenden Menschen durch ihre Lorgnette.

Graf Rottack, der noch immer sein kleines Töchterchen auf dem Arm trug, grüßte, und Helene, die zitternd an seinem Arme hing, verneigte sich ebenfalls. Graf Monford, den jungen Mann erkennend, dankte freundlich, während die Gräfin nur eben die Lorgnette von ihrem Auge entfernte und langsam das Haupt neigte.

Die Gräfin mußte einmal bildschön gewesen sein — sie war es selbst jetzt noch und schien das auch zu wissen — aber der Wagen passirte, und Graf Rottack, der sich erst umsah, ob er auch die Seinen alle bei einander habe, schritt jetzt mit Helenen über die Straße, um aus dem Menschenschwarm hinauszukommen. Dort übergab er sein kleines Töchterchen der Wärterin.

„Kanntest Du den Herrn?" sagte im Wagen Graf Monford zu seiner Gattin, als sie vorübergefahren.

„War das nicht der Graf Rottack, der uns einmal vor einiger Zeit besucht?"

„Ganz recht, mit seiner jungen Frau wahr-

scheinlich. Er hat sich ja hier angekauft. Ein hübsches Paar."

„Aber die Frau scheint sehr kränklich, sie hatte keinen Blutstropfen im Gesicht."

„Möglich, vielleicht angegriffen von der Reise. Es kann auch sein, daß er sie gerade aus Gesundheitsrücksichten hierher gebracht. So viel ich weiß, ist es eine Amerikanerin."

„Aus Amerika?"

„Er war ja selber lange dort . . ."

Die Unterhaltung wurde hier abgebrochen. Die Gräfin hing ihren eigenen Gedanken nach, und der Graf richtete sich auf, um nach den Pferden zu sehen, indem das Handpferd vor einem vorüberziehenden Kameel scheute und nur schwer wieder beruhigt werden konnte.

Sprachlos hing indeß Helene an des Gatten Arm und mußte ihre ganze Geistesstärke zusammennehmen, um der Bewegung Herr zu werden, die sie beim ersten Anblick der Mutter ergriffen.

„O, wie kalt, wie stolz sie aussah!" flüsterte sie endlich leise vor sich hin.

„Beruhige Dich, mein Herz — wie bleich Du nur geworden bist — sei mein starkes Kind. Es wird ja noch Alles gut werden."

„Laß mich nur einen Augenblick, Felix!“ bat die junge Frau, „es war nur der erste Moment, die erste Ueberraschung. Sieh', jetzt geht es wieder besser, ich bin ja nur ein thöricht Kind, daß ich mir über das Aussehen der stolzen Frau Sorge machen sollte. Konnte sie denn ahnen, wer an ihrem Wagen stand? Und ihr Antlitz war so lieb und schön — Du hast Recht, Felix: es wird noch Alles gut werden.“

Mitten im Weg kam ein kleiner, dicker Herr auf sie zu, der, die Hände in den Taschen, einen sehr hohen Cylinderhut auf hatte und, obgleich er sehr anständig und einfach gekleidet ging, doch durch seine Beweglichkeit, mit welcher er den kleinen, runden Körper schwenkte, und durch sein entschieden vergnügtes Gesicht Rottack's Auge für einen Moment auf sich zog. Aber bei solchen Gelegenheiten, wie Jahrmarkt und Vogelschießen, kommen ja oft gar wunderliche Leute zusammen, und er wollte eben mit der Gattin vorübergehen, als des Fremden Blick auf sie fiel.

Merkwürdig war die Veränderung, die da in dessen Zügen vorging. Im Nu war der kleine, vergnügte Mann ganz ernsthaft geworden, ja, sah ordentlich erstaunt aus, riß aber auch im nächsten Augenblick die rechte Hand aus der Ho-

sentasche und den Hut vom Kopf, wobei er eine ordentlich blendende Glatze zeigte, und ging tief grüßend, aber wie verdutzt vorüber.

Graf Rottack konnte kaum ein Lächeln über den wunderlichen Menschen unterdrücken, aber er dankte freundlich und schritt jetzt in dem hier freier werdenden Weg der gar nicht mehr so fern liegenden Wohnung zu.

Auch von Helenens Antlitz war jetzt der Schatten gewichen, der sich über ihre lieben Züge gelegt, und die Farbe in ihre Wangen zurückgekehrt. Sie hatte ihr kleines Mädchen, das nicht länger getragen werden wollte, an die rechte Hand genommen, und die Kleine trippelte munter nebenher und zeigte mit dem freien Händchen, fortwährend jubelnd, bald da-, bald dorthin, wo sie etwas Neues und Auffallendes entdeckte.

„Bitte um Entschuldigung," sagte in diesem Augenblick, dicht an Graf Rottack's Seite, eine Stimme, und als er den Kopf danach umdrehte, bemerkte er zu seinem Erstaunen den komischen kleinen Fremden, der wieder mit entblößtem Kopf neben ihm stand oder vielmehr neben ihm herging und, zu ihm aufsehend, fortfuhr: „Ich habe doch das Vergnügen, den Herrn Grafen Rottack zu begrüßen?"

„Mein Name ist Rottack," sagte Felix erstaunt, „aber ich weiß nicht . . ."

„Und kennen Sie mich nicht mehr? Und die Frau Gräfin auch nicht? Und das?" rief er, indem er seinen Hut wieder aufstülpte, die Füße auseinander spreizte und beide Hände auf die eingebogenen Kniee drückte — „Hurrjeh, das ist schon die kleine Familie?"

„Jeremias!" rief in dem Augenblick erstaunt Helene aus.

„Jeremias, bei Allem, was lebt!" lachte jetzt Rottack gerade hinaus, indem er dem kleinen, noch vor den Kindern kauernden Mann die Hand entgegenstreckte. „Mensch, wo kommen Sie auf einmal hergeschneit?"

„Direct von Brumsilien, Herr Graf," sagte der kleine Mann mit dem ernsthaftesten Gesicht, indem er sich wieder aufrichtete, die dargebotene Hand derb und herzlich schüttelte und dann eben so ungenirt Helenens freundlich gebotene Rechte nahm — „direct von Santa Clara, aus dem alten Nest, und wahrhaftig, keinem Menschen auf der Welt hätte ich lieber begegnen mögen, als Ihnen Beiden! Der Anblick thut kranken Augen wohl. Und das ist die kleine Familie?

Jemine, meine Güte, was für ein paar Puppen; und so geschwinde!"

Ein Zug von Schmerz war über Helenens Antlitz gezuckt, als der Anblick des Fremden aus der fernen Colonie ihr rasch wieder schon fast vergessene trübe Bilder vor die Seele rief; aber wie eine leichte Wolke strich es darüber hin, und bald lag wieder lichter Sonnenschein auf dem holden Angesicht.

Sie hatte auch Jeremias immer gern gehabt und wohl gefühlt, daß dem komischen, hastigen Wesen des Mannes ein guter Kern zu Grunde lag, der es treu und ehrlich meinte. Rottack selber war aber hoch erfreut, dem kleinen Manne wieder begegnet zu sein, der ihm Nachricht von vielen Menschen bringen konnte. Uebrigens sah er recht gut, daß sich Jeremias, wenn er auch sonst vielleicht noch der Alte geblieben, in seinen Verhältnissen und seinem ganzen Leben sehr gebessert haben mußte.

Er war nicht allein sehr anständig gekleidet, sondern sah auch adrett und sauber aus. Er trug keinen Goldschmuck irgend welcher Art an sich, aber seine Kleider vom besten Tuch, und schneeweiße Wäsche. Nur in die Glacé-Handschuhe hatten sich die arbeitsharten Hände nicht gewöh-

nen können, möglich auch, daß vielleicht keine passende Größe aufzufinden gewesen, denn im Innern der Hand waren schon beide aufgeplatzt. Aber seine Bewegungen blieben frei und unbefangen, wie immer.

„Nun sagen Sie mir aber vor allen Dingen, Jeremias," rief Rottack endlich, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen über dieses plötzliche Begegnen erholt, „wie kommen Sie gerade nach Haßburg? Stammen Sie aus dieser Gegend, oder hat Sie nur der Zufall hieher geführt?"

„Keines von Beiden," erwiederte der kleine Mann, der aber sonderbarer Weise wie etwas verlegen bei der Frage wurde; „das ist übrigens eine lange Geschichte, Herr Graf, die sich nicht so auf der Straße erzählen läßt."

„Dann kommen Sie mit uns, Jeremias," rief der Graf rasch, „und essen Sie mit uns — wir gehen gerade zum Diner!"

„Aber, Herr Graf!" rief Jeremias, ordentlich verblüfft.

„Machen Sie keine Umstände," lachte Felix, der seelenfroh war, gerade jetzt etwas zu finden, das Helene zerstreuen und ihr die frohe Laune wiedergeben konnte; „wir sind ganz unter uns und können da nach Herzenslust plaudern. Ich

habe eine ordentliche Sehnsucht danach, wieder einmal etwas von Brasilien zu hören."

„Na, wenn Sie es denn nicht anders haben wollen," lachte Jeremias, dem man es aber ansah, wie schmeichelhaft ihm die Auszeichnung war — „mir kann's recht sein. Jemine, es geht aber doch eigentlich nirgends curioser zu, als in der Welt!"

„Also Sie kommen mit?" lächelte Helene, die selber schon zu lange in den transatlantischen Colonien gelebt hatte, um darin etwas Außerordentliches zu finden, daß ein Mann, der früher sogar in einem dienenden Verhältniß zu ihnen gestanden, jetzt auch einmal ihr Gast sein sollte, ja, es drängte sie selber, Neues aus dem alten Leben zu hören, mit dem sie jetzt freilich vollkommen abgeschlossen.

„Ob ich mitkomme," lachte aber Jeremias, „mit dem größtmöglichsten Vergnügen, und die kleine Erbprinzessin werde ich mir indessen ausbitten," und damit wollte er das kleine Helenchen von der Erde und auf den Arm nehmen. Das aber war für Helenchen zu viel Vertraulichkeit auf einmal — den fremden Mann kannte sie ja noch gar nicht, und mit einem: „Du, das darfst Du nicht!" fuhr sie zurück und wehrte ihn mit ihren kleinen Händchen von sich ab.

„Steckt im Blute," lächelte Jeremias, während er, den Kopf seitwärts gehalten, nach ihr hinabsah — „bin der kleinen Comtesse noch nicht vorgestellt worden; aber ich weiß, wie man's macht — bitte, warten Sie nur einen Augenblick!" und ehe Graf Rottack und Helene nur etwas entgegnen konnten, drehte er sich ab und schoß mit langen Schritten auf eine gerade dort gelegene große Conditorei los, in die er eintauchte und wenige Minuten später wieder mit einer riesigen, goldpapiernen Zuckerdüte zum Vorschein kam.

„Na, und jetzt, mein gnädiges Fräulein," rief er, indem er dem lachenden Kinde die Düte offen hinhielt, „was sagen wir nun? Zugegriffen, versteht sich — Kinder sind sich doch alle gleich, allgemeine Menschennatur. Und jetzt wollen wir zum Essen gehen, wenn die Frau Gräfin nichts dagegen haben."

Damit nahm er die Kleine, die es sich, eifrig mit der Düte beschäftigt, jetzt auch ruhig gefallen ließ, ohne Weiteres auf den Arm und unterhielt sich, während Felix mit der Gattin voran und ihrem Hause zuschritt, unterwegs mit der ihm erst erstaunt und dann lachend zuhörenden Bonne.

3.

Das Rendezvous.

Mild und erwärmend lag die Nachmittagssonne auf dem schönen Land und warf einen ordentlich magischen Schein über die rothblinkenden Stämme eines Tannenwaldes, der, dunkel und dicht gedrängt, die nächste Hügelkette deckte, und über das breite, wohlgepflegte Wiesenthal, das sich am Fuß desselben hinzog. Ein kleiner, schmaler Fluß schlängelte sich hindurch, helle Weidenbäume mit ihrem graugrünen Laube faßten ihn ein, während einzelne hochstämmige Erlen mit den knotigen, oft behackten Stämmen dazwischen standen und malerische Gruppen bildeten. Der Fluß aber sprang murmelnd und rasch zwischen ihnen hin und warf die Sonnenstrahlen wie spielend in blitzenden Lichtern zurück.

Seitwärts aber erhob sich ein kleiner, sorgfältig mit Blüthenbüschen bepflanzter Hügel, aus dessen Strauch- und Baumwerk, von einzelnen schlanken italienischen Pappeln überragt, die Mauern eines stattlichen Schlosses oder Herrenhauses hervorleuchteten, während rechts durch einen tiefen Einschnitt der Hügelkette die Ziegeldächer von Haßburg und der eine Thurm des Domes sichtbar wurden.

In dem Wiesenthale selber, bald dicht am Ufer des kleinen Flusses, bald mitten darin, lagen dabei zerstreute Gruppen von Birken, knorrigen Eichen, Linden und Blutbuchen, als ob sie der Zufall dort hätte keimen lassen. In der That aber waren sie künstlich angelegt und gepflegt, und dienten auch nur dazu, um der ganzen Gegend etwas Parkähnliches zu geben, ohne ihr jedoch den Charakter ihrer ursprünglichen Natürlichkeit zu nehmen.

Der ganze District war auch in der That nur ein erweiterter Theil des unmittelbar an das Schloß stoßenden Gartens, und ein schmaler, aber gut gehaltener und mit Kies überstreuter Fahr- und Reitweg lief, den Windungen des Wassers folgend, auf das Schloß zu. Das Ganze wurde durch einen leichten, grün angestrichenen

Drahtzaun eingeschlossen, der aber von Weitem gar nicht sichtbar war und dadurch dem Parke nur noch mehr das Ansehen einer freien Landschaft ließ.

Menschen waren nirgends zu erkennen, nur unten am Fluß, wo das Hochwasser die Uferbank so ausgewaschen hatte, daß die das Erdreich zusammenhaltenden Wurzeln einer uralten Erle fast eine Art von Dach bildeten, kauerte ein Mensch neben einem hier durch die Strömung gewühlten Wasserloch und angelte.

Ob er ein Recht dazu hatte? Es schien kaum so, denn Alles verrieth weit eher, daß er sich hier auf verbotenem Grund oder doch jedenfalls bei einer verbotenen Beschäftigung befand. Er benutzte eine höchst sinnreich so gefertigte Angelruthe, daß sie, wenn er sie zusammenschob, genau in seinen alten Eichstock paßte und durch die unten angeschraubte Zwinge dann vollkommen abgeschlossen und versteckt wurde, und hatte dabei eine alte, abgenutzte, lederne Jagdtasche umgehängt, in welcher auch jedenfalls sein übriges Angelgeräth stak, denn draußen war nichts weiter davon zu bemerken.

Der ganze Bursche sah überhaupt alt und abgenutzt aus. Er trug einen fadenscheinigen,

grauen Rock mit fettigem Kragen, alte, lederne Gamaschen und derbe Schuhe, auf dem Kopfe eine abgegriffene, graue Mütze, und eine baumwollene Weste, wie sie die ärmsten Bauern zu tragen pflegen. Er schien dabei auch nicht mehr jung; das unter der Mütze hervorquellende Haar war, wenn nicht ganz weiß, doch stark gesprenkelt. Nur der kleine, struppige Schnurrbart, der nicht zu seinem Vortheil Spuren von Schnupftabak zeigte, war völlig weiß, was sich leider nicht von seiner Wäsche sagen ließ, und trotzdem sah der Mensch aus, als ob er schon einmal bessere Tage gesehen hätte, mochte er jetzt auch noch so arg heruntergekommen sein. Seine Stirn war hoch und gewölbt, und das kleine, graue, lebendige Auge konnte, wenn es nicht scheu umherblickte, oft recht trotzig unter den buschigen Brauen hervorleuchten.

In seiner, ob nun hier erlaubten oder verbotenen Kunst schien er übrigens gar nicht so ungeschickt, denn in der kurzen dort verbrachten Zeit hatte er schon zwei mehr als halbpfündige Forellen aus dem fischreichen Strom herausgeworfen, ihnen dann augenblicklich mit einem alten, abgenutzten, aber haarscharfen Genickfänger

den Kopf durchstochen und sie, also abgeschlachtet, in seinen Ranzen geschoben.

Uebrigens zeigte er wenig Furcht bei seiner Beschäftigung, so versteckt er sie auch trieb; er qualmte aus einer kleinen, kurzen Pfeife mit einem Maserkopf und einer Spitze, die jedem andern Menschen das Rauchen hätte für Lebenszeit verleiden können, und hob nur selten einmal und nur dann, wenn er wieder einen Fisch gefangen, den Kopf, um über den Wiesenrand in den Park hinaus zu sehen. Aber er hatte auch einen Wächter.

Oben unter der Erle saß ein kleiner Spitz, so alt und ruppig und grau gesprenkelt wie sein Herr, ein Auge geschlossen, als ob er auf der Seite schliefe, während das andere aufmerksam bald da, bald dort hinüberflog, und so regungslos, als ob er zu den Wurzeln, zwischen denen er kauerte, gehörte. Der alte Fischer war auch völlig unbesorgt, denn er wußte recht gut, daß ihm das kleine, pfiffige Thier das Nahen irgend eines Menschen augenblicklich anzeigen würde — war es doch darauf dressirt.

Uebrigens hatte der Alte ein Recht, sich hier im Park aufzuhalten, denn sein angebliches Geschäft war, die Maulwürfe aus den Wiesen weg-

zufangen, worin er eine ganz besondere Geschicklichkeit besaß. Auch in der Gegend, in welcher er seit etwa drei Jahren sein Wesen trieb, war er bekannt genug, und das Volk nannte ihn nur kurzweg den „Maulwurfsfänger." Sodann führte er auch Gift für Ratten und Mäuse bei sich, wußte Mittel gegen jedes andere Ungeziefer, und die Bauern in der Umgegend ließen es sich außerdem nicht nehmen, daß er „mehr verstehe, als Brod essen," das heißt, daß er auch mit übernatürlichen Dingen Gemeinschaft pflege und in einer Anzahl von „schwarzen Künsten" erfahren sei, die er, wenn er wolle, sowohl zum Nutzen wie zum Schaden seiner Mitmenschen benutzen könne.

Der gräfliche Revierförster, welcher den Maulwurfsfänger vielleicht schon deshalb haßte, weil ihn dieser immer spöttisch „Herr College" nannte, kam der Sache jedenfalls näher, wenn er den Menschen für einen ganz durchtriebenen Burschen hielt, der sich eben so wenig ein Gewissen daraus gemacht hätte, eine Schlinge für einen Maulwurf wie für einen Hasen oder für ein Reh zu legen; wenigstens hatte er schon einige von diesen angetroffen, ohne aber je dem Thäter auf die Spur zu kommen. War es der „alte Fritz,"

wie der Bursche in der Nachbarschaft allgemein mit seinem Vornamen hieß, wirklich gewesen, so wußte er es viel zu schlau anzustellen, als sich von einem der Beamten erwischen zu lassen, und da man ihm in der That keine ungesetzliche Handlung nachweisen konnte, gab Graf Monford, dem diese Besitzung gehörte, auch dem Drängen seines Försters nicht nach, dem verdächtigen Gesellen das Betreten des herrschaftlichen Bodens zu verbieten. Er solle nur ordentlich aufpassen, erwiederte er stets dem Förster, und wenn er ihn je einmal ertappe, sei es noch immer Zeit ihn fortzujagen, früher nicht.

Eine Stunde mochte der Mann etwa so unter der alten Erle gesessen und geangelt haben, und hatte eben wieder einen starken Fisch herausgebracht, als der Spitz oben leise knurrte.

„Bravo, mein Hundchen," lachte der Alte vor sich hin, „und gerade zur rechten Zeit, denn dem Platz hier muß ich doch jetzt ein paar Tage Ruhe geben."

Mit diesen Worten schlachtete er seine zappelnde Beute ab, schob sie zu den Uebrigen in den Ranzen, vertilgte dann rasch so viel als möglich alle Spuren, die da unten seine Beschäftigung hätten verrathen können, und richtete sich vor-

sichtig in die Höhe. Er brauchte auch nicht lange umher zu suchen, von welcher Seite Jemand nahe, denn der Kopf seines klugen Hundes gab ihm dafür die genaue Richtung an, und dort hinüber sehend, erkannte er bald, daß er von diesem Störenfried nichts zu fürchten habe.

Es war ein sehr elegant, fast etwas auffällig gekleideter Herr, eine Persönlichkeit wie aus einem Modejournal herausgeschnittten, mit sorgfältig gepflegten Locken, kleinem, sehr zierlichem Schnurrbart, Glanzstiefeln, kurz, Allem, was dazu gehört. Was sich aber nicht gehörte, war, daß er nicht auf dem Wege her, wo die Thür lag, sondern quer über die Wiese kam, also jedenfalls über den Drahtzaun gestiegen sein mußte. Eben so wenig schien er auf einem gleichgültigen Spaziergang begriffen, sondern weit eher Jemanden zu suchen oder zu erwarten. Dem schlauen Maulwurfsfänger konnte es wenigstens nicht entgehen, daß er sich vorsichtig nach allen Seiten umsah und seine Richtung so über die Wiese nahm, um fortwährend durch die Büsche und Baumgruppen gegen einen Blick von den oberen Schloßfenstern gedeckt zu bleiben.

„Spitz, komm 'runter," flüsterte der Alte jetzt seinem Hunde zu, denn er hatte seinen Plan

geändert, das Versteck zu verlassen, und schien vor der Hand einmal abwarten zu wollen, was der fremde Herr hier im Schilde führe. Möglich auch, daß er selber nicht von ihm gesehen zu werden und deshalb nur noch seine Zeit abzupassen wünschte, um ihn erst hinter die eine oder die andere Baumgruppe zu lassen — und doch war wohl hier nur sehr wenig Gefahr vorhanden, daß der feine Stutzer ihn verrathen oder selbst nur ahnen konnte, was er da getrieben.

Der Spitz gehorchte übrigens augenblicklich. Wie ein Fuchs drückte er sich auf den Boden und kroch dicht an den Wurzeln der Erle hin bis hinter den Stamm, von wo er auf das unmittelbare Flußufer hinabsprang. Hier allerdings schnüffelte er erst einmal nach den, wenn auch vertilgten Blutspuren der abgeschlachteten Fische hin; dann drehte er sich ein paarmal im Sande herum, bis er die richtige Stellung gefunden hatte, und legte sich zusammengerollt ruhig nieder. Er wußte, daß seine Dienste vor der Hand nicht weiter in Anspruch genommen wurden.

Der Maulwurfsfänger hatte indessen, ohne weitere Notiz von seinem Hund zu nehmen — das Kinn auf die zusammengestellten Fäuste gestützt — die Bewegungen des Nahenden über die

Uferbank hin eine ganze Weile beobachtet. Er wußte dabei recht gut, daß er selber nicht gesehen werden konnte, denn seine graue Mütze und sein graues Haar verschwanden auf die Entfernung völlig in der Erdfarbe des Bodens. Plötzlich aber stahl sich ein grimmes Lächeln über seine Züge, denn vom Schloß herunter entdeckte er durch die Büsche ein lichtes Frauenkleid, das mit dem Besuche augenscheinlich in Zusammenhang stand.

Der Alte hatte nun allerdings vortreffliche Augen, schien sich aber hier doch nicht allein auf diese verlassen zu wollen, sondern griff in die Brusttasche und holte von dort ein kleines Teleskop hervor, das er auseinander zog und auf die nahende Dame richtete. Nur wenige Secunden sah er aber aufmerksam hindurch, als er auch schon leise vor sich hin pfiff und dann lachend murmelte:

„Sieh, sieh, sieh, Comtesse Paula, auch schon auf der Jagd, und noch dazu, wie es scheint, auf verbotenem Wilddiebstahl — was man doch nicht Alles erlebt, wenn man alt wird! Und wer zum Henker ist denn nur der feine Herr, der nicht offen in's Schloß kommen darf, sondern hinten herum über die Zäune steigen muß, um von der

verbotenen Frucht zu naschen? Hm, das Gesicht kenne ich nicht," setzte er leise hinzu, als er das Glas dort hinüber gerichtet hatte. „Geschniegelt und gebügelt genug sieht er aus, um da oben hinein in die Gesellschaft zu passen, mit goldenen Ketten und Ringen und allem möglichen Firlefanz; wird ihm aber wohl am Besten fehlen, am alten Adel. Ja, mein Schatz, da mußt Du Dir freilich die Graupen nach der jungen Gräfin Monford vergehen lassen, oder...."

Er brach kurz ab, drehte sich um, kauerte sich wieder am Wasser nieder und starrte wie in alte Erinnerungen versunken auf die blitzende Fläche, aber ein höhnisches, ordentlich unheimliches Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Puh," sagte er endlich und blies den Qualm seiner Pfeife in einer dichten Wolke von sich, „es giebt nichts Neues mehr auf der Welt, Alles schon da gewesen, Alles; wird ordentlich langweilig, hier oben noch länger herum zu trampen. Komm, Spitz, wir wollen machen, daß wir nach Hause kommen, was geht's uns Beide an?

Damit schob er seine Angelruthe wieder sorgfältig zusammen und schraubte die Zwinge fest. Der Spitz hatte sich aufgerichtet und benutzte die ihm gegönnte freie Zeit, um sich erst hier

unten am Wasser noch ein paar übrige Flöhe abzukratzen. Sein Herr sah indessen noch einmal über die Uferbank, ohne jedoch das Teleskop mehr zu Hülfe zu nehmen.

Die jungen Leute hatten sich richtig gefunden; die Dame lehnte im Arm des Fremden, das Haupt an seiner Brust, und während er sie mit dem rechten Arm unterstützte, führte er sie auf einem der kleinen Pfade hin, die sich durch die verschiedenen Baumgruppen schlängelten. Dort drinnen ließ sich von hier aus nicht einmal mehr das lichte Kleid der Dame erkennen, und der Maulwurfsfänger faßte ohne Weiteres seinen daran schon gewöhnten Hund auf, hob ihn in die Höhe, warf ihn auf die Uferbank und kletterte ihm dann selber nach, um in die Stadt, wo er seine Wohnung hatte, zurückzukehren.

Er hielt aber dabei eben so wenig den Pfad, wie der junge Herr vorher, sondern schlenderte, von dem Hunde gefolgt, der Schwanz und Ohren hangen ließ, als ob er nicht Drei zählen könnte, quer über die Wiese, und zwar gerade dem Bosquet zu, in welchem die beiden Liebenden verschwunden waren. Er that das aber nicht etwa aus Neugierde, sondern sein nächster Weg lag gerade dort hindurch, und er hielt sich auch

nicht einmal mehr im Gehen auf. Nur den Blick warf er, auch mehr aus alter Gewohnheit, suchend umher; aber von dem Pärchen war nichts mehr zu erkennen, und bald darauf betrat er wieder die Wiese, die ihn unten am Schloßberg hin zu dem Hauptfahrweg führte.

Kurz vorher, ehe er diesen erreichte, bemerkte er die gräfliche Equipage, welche aus der Stadt heraufgefahren kam. Er blieb oben auf dem etwas höheren Rasenrand stehen und zog, während wieder das alte spöttische Lächeln um seine Lippen zuckte, mit fast übertriebener Ehrfurcht die Mütze vor den Herrschaften.

Der Graf, ohne mehr als einen flüchtigen Blick nach ihm hinüber zu werfen, dankte durch ein leises Kopfnicken; die Gräfin beachtete ihn gar nicht.

„Ganz unterthänigster und gehorsamster Diener, meine verehrten gräflichen Herrschaften," spottete indeß der Maulwurfsfänger hinter ihnen her und hielt noch immer die abgezogene Mütze in der Hand; „wünsche eine recht angenehme Fahrt und besonders viel Glück zu dem neuen, geheimnißvollen Schwiegersohn des edlen, unbefleckten gräflichen Stammbaumes! Hahahahaha," lachte er dann toll und lustig auf, indem er die

Mütze wieder auf den Kopf stülpte, „ob es denn nicht rein zum Todtschießen ist, wenn man die hochnasige Grethe da im Wagen sitzen sieht und dann zurückdenkt, wie — hei, lustig, Maulwurfsfänger, Kammerjäger! heute wollen wir da unten auch eine gräfliche Mahlzeit halten, zur Erinnerung an die alten Zeiten, und auf die Gesundheit des fidelen Brautpaares eine Flasche guten Weins leeren; habe so lange keinen gekostet — hurrah!"

Damit faßte er seinen durch die Fische beschwerten Ranzen mit der linken Hand, sprang auf den Fahrweg und verfolgte von jetzt an rasch seinen Weg nach Haßburg hinab. —

„Und so lange habe ich Deine süßen, lieben Augen nicht küssen dürfen, meine Paula," klagte indessen der junge Mann, den der Maulwurfsfänger in den Park hatte schleichen sehen, indem er das junge, schüchterne Mädchen an sich zog und wieder und wieder ihre Stirn und Augen küßte.

„Ach, Rudolph," seufzte Paula, die immer noch scheu den Blick umherwarf, ob sie nicht von irgend einem Lauscher bemerkt werden könnten, „nur auf Minuten war ich im Stand, mich wegzustehlen, denn Du glaubst nicht, wie mich diese

alte, häßliche Gouvernante, die sie jetzt meine Gesellschafterin nennen, quält und peinigt. Eine schöne Gesellschafterin, nicht einmal Raum, an Dich zu denken, läßt sie mir den langen Tag mit ihren ewigen Gesprächen und Büchern, mit ihrer Musik und ihren alten, langweiligen Classikern."

„Mein armes, armes Kind!" rief Rudolph feurig aus; „aber die Zeit wird ja auch kommen, wo wir uns vor der Welt angehören dürfen, Deine Eltern ..."

„Ach, Rudolph," seufzte das arme Mädchen unter Thränen, „hoffe nicht auf die; nur eine Andeutung machte ich neulich, daß ich glaubte, ich könne auch mit einem Manne glücklich werden, der von geringerem Stande sei, als ich, und meine Mutter gerieth außer sich — ich fürchte Alles!"

„Und ich fürchte nichts," rief der junge Mann, eigentlich mit etwas zu viel Pathos, „nichts, als die Grenzen Deiner Liebe; laß auch Hindernisse wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen und darüber hin in Louisens Arme fliegen!"

„In Louisens?" sagte das junge Mädchen erschreckt.

„In Deine, meine Herz," lächelte ihr Geliebter; „kennst Du die wunderbar schöne Stelle aus Kabale und Liebe denn nicht?"

„Ach, Rudolph, mir ist das Herz so schwer; was kann ich gegen den Willen der Eltern thun?"

„Ha, laß doch sehen," declamirte Rudolph weiter, „ob ihr Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall; wer kann den Bund zweier Herzen lösen oder die Töne eines Accords aus einander reißen!"

„Aber Du weißt nicht, Rudolph, wie entsetzlich streng die Eltern sein können, wo es, wie sie glauben, die Ehre ihres Hauses gilt; mein Wort verhallt da ohne Klang."

„So flieh' mit mir, Geliebte," drängte jener: „was nützt uns Glanz und Pracht, wenn unsere Herzen verbluten? Meine Kunst ernährt uns, wohin wir den Fuß wenden. Dem Namen Handor jauchzt die ganze Künstlerwelt entgegen, und frei und glücklich leben wir den Musen, der Liebe..."

„Ach, Rudolph, ich soll die Mutter, soll den Vater verlassen?"

„Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen, gebietet Dir selber die heilige Schrift."

„Mein armer Vater!"

„Er wird seine Härte bereuen, wenn er sieht, welche ruhmvolle Laufbahn Du gewählt, und erweicht, gerührt Dich an sein Herz zurückrufen."

„Er wird mir fluchen!"

„Gut, so bleib'," sagte Rudolph resignirt, indem er den Arm wie abwehrend gegen sie ausstreckte, „bleib' Deine Lebenszeit ein Sclave jener alternden Vorurtheile und Formen; folge der Hand, die Dich erbarmungslos zur Schlachtbank führt — Dein Rudolph kann entsagen —

„Wie konnte solch' ein Glück auch mir beschieden,
Vom Himmel mir gegönnt sein — mir, dem ja
Das Schicksal von der Wiege jede Freude
Verbittert und vergiftet! Dem der Becher,
Zum Trunk gehoben schon, von durst'ger Lippe
So oft und oft gerissen wurde! — Geh' —
Geh' — geh', Zuleima — glücklich wirst Du sein,
Und ich? — Für mich kein Glück — für mich ein Grab!"

Und wie verzweifelnd barg er das Antlitz in den Händen.

„Rudolph, Rudolph, o, nicht so, Du weißt ja, daß Du mir das Herz mit solchen Reden brichst; thu' es nicht, thu' es nicht!"

„Aber welcher Ausgang bleibt mir, als der Tod? Du weißt, daß ich nicht ohne Dich leben kann, weißt, daß ich verderben und untergehen

müßte, wenn nicht Dein reines Herz mich an dieses Leben fesselt! Aber was kümmert das Dich," setzte er bitter hinzu, „Du folgst Deinem Vater, Deiner Mutter; der arme Rudolph mag zu Grunde gehen, er ist ja doch nur ein — Schauspieler."

„Und habe ich das um Dich verdient, Rudolph?" sagte Paula mit leisem Vorwurf im Ton, während sie ihr schmerzbewegtes Antlitz zu ihm emporhob. „Habe ich Dir nicht wieder und wieder bewiesen, wie meine ganze Seele nur an Dir hängt, wie ich kein Glück, keine Seligkeit auf dieser Welt kenne, als nur Dich?"

„Und doch willst Du mir entsagen," erwiederte der junge Mann schmerzvoll, „doch hältst Du es für möglich, daß Du entsagen kannst, während mir schon bei dem bloßen Gedanken daran das Blut zu Eis gerinnt, und meine Pulse aufhören zu schlagen?"

„Laß mir Zeit zum Denken, Rudolph," bat das arme Kind, „habe Nachsicht mit meiner Schwäche, wenn ich einen Augenblick schwanken und zaudern konnte. Sieh, noch ist es ja auch nicht so weit, noch ist es ja möglich, daß ich der Eltern Herz zum Besten wende; ich will es wenigstens versuchen, ich will Alles thun, was in

meinen Kräften steht, um einen Schritt zu vermeiden, der ja doch mein ganzes künftiges Leben, selbst an Deiner Seite, mit einem Vorwurf belasten müßte."

„Und wenn Alles fehlschlägt?"

„Ich bin Dein, Rudolph, Dein für alle Zeiten," rief Paula, „Gott sei mir gnädig, aber ich kann nicht anders; was da auch kommen möge, welche Prüfung mir der Himmel auch auferlegt, ich fühle es, daß die Liebe zu Dir stärker ist als alles Andere!"

„Mein Mädchen, mein süßes Leben," rief Handor, „jetzt bricht auf's Neue ein Strahl der Hoffnung in mein zerrissenes Herz; aber sie werden Dich zwingen wollen!"

„Der Gewalt setz' ich Gewalt entgegen, rief Paula leidenschaftlich, „treiben sie mich zum Aeußersten, so fallen die Folgen auch auf ihr Haupt zurück; Gott hätte diese Liebe zu Dir nicht in mein Herz gelegt, Rudolph, wenn sie nicht göttlich wäre, und seiner Weisung will ich folgen. Aber ich muß jetzt fort."

„Und kann ich nie
Ein Stündchen ruhig Dir am Busen hängen
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?"

klagte Rudolph, Goethe's „Faust" citirend.

„Ich darf nicht länger bleiben," sagte Paula, „ja, ich fürchte, daß meine Eltern schon zurück sind und nach mir gefragt haben."

„Und wann sehe ich Dich wieder?"

Paula zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Wir dürfen nicht zu oft zusammen kommen," sagte sie endlich. „Du glaubst nicht, wie viel Augen uns bewachen. Aber es ist doch vielleicht nöthig, daß ich Dir morgen Nachricht gebe; so sei denn morgen Abend — morgen Abend ist kein Theater, nicht wahr?"

„Nein, mein Herz, ich habe den Tag und Abend frei."

„Gut denn, so sei morgen Abend an der bewußten Stelle neben dem alten Wartthurm. Es ist möglich, daß ich selber Zeit finde, einen Moment dorthin zu kommen, wo nicht, findest Du einen Zettel an dem bestimmten Platz."

„Tausend Dank, mein süßes Leben!" rief Rudolph leidenschaftlich, indem er sie umschlang und wieder und wieder küßte. Sie gab sich seinen Liebkosungen auch für wenige Secunden hin, dann aber machte sie sich leise von ihm los.

„Lebe wohl, Rudolph, lebe wohl!" rief sie ihm zu, drückte noch einen Kuß auf seine Lippen und floh dann wie ein gescheuchtes Reh den Busch

entlang, um erst weiter oben den Pfad wieder zu erreichen, von wo sie nachher langsam, wie von einem Spaziergang kommend, nach dem Schloß zurückkehren konnte.

„Himmlisches Mädchen," sagte Rudolph, der stehen geblieben war und ihr mit einem behaglichen Lächeln nachgesehen hatte, „lauter Feuer und Gluth, eine lebendige Julia! Und der Alte? Pah, er wird eine Weile wüthen und Rache schnauben, daß die Comtesse mit einem Komödianten durchgegangen, und zuletzt bleibt es immer die alte Geschichte. Was will er denn machen? Es ist die einzige Tochter, und wenn ihm der Schwiegersohn auch gerade nicht genehm sein mag, muß er doch schon gute Miene zum bösen Spiele machen — der alte adelsstolze Narr der."

Und sich erst vergnügt und selbstzufrieden die Hände reibend — von seiner vorigen Verzweiflung war keine Spur mehr zu entdecken —, griff er seinen kleinen Spazierstock wieder vom Boden auf, schlenderte langsam nach dem nächsten Weg hinaus, blieb hier noch einmal stehen, um sich erst mit seinem Taschentuch die in dem trockenen Laub und Sand staubig gewordenen Glanzstiefeln zu säubern, und schlug dann dieselbe Richtung

wieder ein, von der er vorher gekommen und wo er mit einem kleinen Umweg das Schloß und dessen nächste Umgebung vermied, um von dort ungesehen in die Stadt zurückzukehren.

4.
Die gräfliche Familie.

Die Equipage des Grafen Monford fuhr indessen langsam den sogenannten „Schloßberg" hinauf, denn der Graf hielt außerordentlich auf seine Pferde und litt nie, daß sie nutzlos angestrengt wurden, strafte auch nichts härter, als einen Verstoß gegen die darüber erlassenen Befehle. Der leichte Wagen knirschte über den hier reichlich ausgestreuten Kies, und der Weg zog sich bis zur Treppe des Herrenhauses durch einen wahren Flor von in voller Blüthe stehendem Hollunder, Goldregen, Akazien und Schneeballen hin, während die Front des ganzen Gebäudes mit allen nur erdenklichen Topfgewächsen so reich geschmückt war, daß selbst die breite, kunstvoll gearbeitete Marmortreppe, die zu dem Gartensalon

und Empfangszimmer hinauf führte, einem vollblühenden Garten glich und den Duft ihrer Blumen durch die geöffneten Fenster in alle Räume des Schlosses sandte.

Und alle Räume waren so reich als geschmackvoll ausgestattet, denn Graf Monford besaß ein bedeutendes Vermögen und hatte auf seinen weiten Reisen gelernt, sich die Bequemlichkeiten und den Luxus aller Himmelsstriche anzueignen, ohne dabei sein Haus zu überladen. Die kostbarsten Gemälde, die herrlichsten Statuen und Statuetten schmückten die Zimmer, aber wo sie standen, schien es auch, als ob sie fehlen würden, wenn man sie weggenommen hätte.

Eine zahlreiche Dienerschaft füllte dabei das Haus — Graf Monford hatte früher auf von seinem Vater ererbten Besitzungen in Westindien gelebt und sich daran gewöhnt, eine Masse von Dienstleuten um sich zu haben — und herrliche Pferde standen in den Ställen, die sich, mit weiten Rasengründen für die Fohlen, eine ganze Strecke in den Park hineinzogen.

Als er ausgestiegen war, blieb er auch noch eine Weile (während seine Gemahlin nach oben ging, um Toilette zum Diner zu machen, und der Bediente eine Anzahl aus der Stadt mitge-

brachter Pakete aus dem Wagen nahm) auf der Treppe stehen, um indessen seine beiden Goldfüchse zu betrachten, die, ungeduldig über den Aufenthalt, die schönen Köpfe auf und nieder warfen.

„Der Soliman scheut noch immer," sagte er dabei, während sein prüfender Blick über die Thiere glitt und den Kutscher besorgt machte, daß er etwas Ungehöriges daran entdecke, — „daß wir ihm das gar nicht abgewöhnen können."

Er ist lammfromm geworden, Herr Graf, erwiederte aber der Mann, indem er mit dem Ende der Peitsche langsam eine Stechfliege vom Halse des besprochenen Thieres zu entfernen suchte — „aber die fremden Beester jetzt in der Stadt, da scheut beinahe jedes Pferd."

Der Graf nickte und betrat dann den mit feinen indischen Matten belegten Marmorboden des unteren Saales, während der Kutscher, da Alles aus dem Wagen entfernt war, leise mit der Zunge schnalzte und nach den Stallgebäuden hinüberfuhr.

Im Salon war Graf Monford sonst gewöhnt, daß ihm seine Tochter entgegenkam. Er traf heute nur ihre Gesellschafterin, Mademoiselle Beautemps, eine ausgetrocknete Französin, sehr

elegant gekleidet, aber mit einem etwas verbissenen Zug um die dünnen Lippen und sehr steifer, selbstbewußter Haltung.

„Wo ist Paula, Mademoiselle?"

„Ich war eben im Begriff, sie zu suchen, Herr Graf," erwiederte die Dame. „Sie ist in den Park spazieren gegangen, ohne mir ein Wort davon zu sagen."

„Das wäre freilich unverantwortlich," entgegnete Graf Monford, während es wie ein leises, halb spöttisches Lächeln um seine Lippen zuckte, „besonders wenn man bedenkt, daß das Kind erst siebenzehn Jahre alt ist und wahrscheinlich im nächsten Jahre heirathen wird. Hat sie ihre Kammerjungfer mit?"

„Sie ist vollständig allein gegangen."

„Vollständig allein? So — nun, sie weiß, daß wir um fünf Uhr diniren, und wird zur rechten Zeit zurück sein."

„Aber nicht einmal Zeit behalten, ihre Toilette zu machen. Wenn mir der Herr Graf erlauben..."

„Sie werden sie dann verfehlen und ebenfalls das Diner versäumen. Sie wird schon kommen" — und damit schritt er in sein Zimmer hinüber, das zu ebener Erde lag.

Mademoiselle Beautemps biß sich auf die Lippen, antwortete aber nur, sich ihrer Stellung und Würde bewußt, durch eine sehr förmliche Verbeugung, die der alte Herr nicht einmal bemerkte, und trat dann auf die Treppe hinaus, um die Ankunft ihres ungehorsamen Zöglings mit anscheinender Geduld, bei der sie aber in innerlichem Aerger fortwährend in raschem Tacte die Marmorplatten mit dem Fuß schlug, zu erwarten.

Ein Reiter kam den Weg heraufgesprengt, hielt an der Treppe, sprang aus dem Sattel, warf die Zügel seines warm gewordenen Thieres dem ihm folgenden Reitknecht zu und war dann in wenigen Sätzen oben bei der Gouvernante.

„Ah, guten Morgen, Mademoiselle — Karl, reib' das Pferd ordentlich ab, und daß dann der Fingal gesattelt wird — ich reite nach dem Diner gleich wieder in die Stadt zurück. — Wo ist Paula, Mademoiselle?"

„Thut mir leid, Ihnen keine Auskunft geben zu können, Herr Graf," sagte die Dame achselzuckend; „die Comtesse scheint die Zügel der Regierung selber in die Hand nehmen zu wollen."

„Durchgebrannt?" lachte der junge Mann, indem er seine Handschuhe auszog und in den

Reitrock steckte. „Die Eltern sind aber zu Hause, wie ich sehe," setzte er mit einem Blick auf die Wagenspuren hinzu, „und wahrhaftig, gleich fünf Uhr — alle Wetter, da habe ich keine Zeit mehr zu verlieren!" und rasch sprang er in das Haus und in sein eigenes Zimmer hinauf.

Mademoiselle Beautemps hatte wenigstens die Genugthuung, nicht länger auf die Folter gespannt zu sein, denn in diesem Augenblick kam auch die Comtesse aus dem Park herauf. Sie mußte scharf gegangen sein, denn sie sah erregt aus.

„Aber, Comtesse, ich bitte Sie um Gottes willen, wo haben Sie gesteckt? Kann man denn nicht auf einen Augenblick den Rücken wenden!"

„Sind die Eltern schon da?"

„Schon lange, es wird gleich servirt werden. Und wie sehen Sie aus! Mit der Frisur können Sie gar nicht bei Tafel erscheinen! Wo waren Sie?"

„Im Park. Ist George auch schon da?"

„Alle — es wird den Augenblick dinirt. Ich muß wirklich in Zukunft bitten ...."

Paula ließ sie gar nicht ausreden. An ihr vorüber huschte sie durch den Saal in ihr eigenes, kleines Boudoir, wo Bertha, ihre Kammerjungfer,

sie schon erwartete, und als Mademoiselle Beautemps, damit nicht zufrieden, sich das Wort abgeschnitten zu sehen, ihr dahin folgen wollte, um ihre Ermahnung und Strafpredigt zu beenden, hatte die sorgsame Zofe schon den Riegel vorgeschoben. Es wurde Niemand mehr eingelassen.

Paula brauchte aber für ihre Toilette außerordentlich wenig Zeit; das volle, herrliche Haar fiel fast von selbst in seine natürlichen Locken, und noch ehe die Gräfin Mutter den Speisesaal betrat, wo in diesem Augenblick gerade die Suppe aufgetragen wurde, war sie dort.

Ihr Bruder stand schon schon am Fenster und blätterte in einem Haufen von Zeitungen.

„Ah, da bist Du ja!" rief er ihr entgegen. „Sag', Schatz," flüsterte er dann, „hat Dir Papa schon etwas mitgetheilt?"

„Mir, George?" fragte Paula erstaunt — „was soll er mir mitgetheilt haben? Ich weiß von nichts!"

„Nun, dann kommt es noch," lächelte George, ihr freundlich zunickend. „Apropos, Paula, gehst Du Dienstag mit in's Theater? Die Räuber werden gegeben. Handor ist famos als Karl Moor."

„Ich weiß es nicht," sagte Paula erröthend, „wenn es Papa erlaubt...."

„Hoffentlich nicht, Comtesse," bemerkte hier die Gesellschafterin, die gerade zur rechten Zeit in den Saal getreten war, um die Frage zu hören; „denn mit meiner Zustimmung besuchen Sie das Theater nicht so oft. Es ist ein Tempel des Lasters, in dem junge Mädchen eigentlich gar nichts zu suchen haben."

„Mademoiselle!" wollte George gereizt auffahren, als sich die Thür öffnete und die Eltern erschienen. Die Unterhaltung war damit abgebrochen.

„George — ah, da bist Du ja, Paula! Hast Du einen Spaziergang gemacht, mein Kind?"

„Mein lieber Vater...."

„Schon gut, Du bist ja noch zur rechten Zeit eingetroffen. Höre, George, Du hast Deinen Rappen wieder tüchtig warm geritten. Wenn Du meinem Rath folgst, schonst Du das Pferd."

„Ich hatte mich verspätet, Papa, und ließ ihn nur ein wenig austraben. Heute Nachmittag nehme ich den Weißfuß."

„Du willst wieder fort?"

„Ich habe mich zu einer Partie Whist bei

Bolten's engagirt und vorher noch Einiges zu besorgen."

„Setzen wir uns."

Das Diner wurde gewöhnlich schweigend verzehrt, da es Graf Monford nicht liebte, sich in Gegenwart der Diener zu unterhalten. Nur vollkommen gleichgiltige Dinge durften besprochen werden, und selbst diese so kurz als möglich, und doch hätte George gar so gern schon während der Tafel von dem Theater angefangen, das er leidenschaftlich gern besuchte. Aber es ging eben nicht, denn er wußte im Voraus, daß er entweder keine Antwort oder gar einen Verweis bekommen hätte.

George war das treue Abbild seiner Schwester, nur etwa zwei oder drei Jahre älter als sie, aber mit denselben edlen und offenen Zügen, demselben kastanienbraunen, lockigen Haar und guten, dunkelbraunen Augen, aber fast schon ein wenig zu selbstständig für seine Jahre, wozu denn freilich die Erziehung im elterlichen Hause Vieles beigetragen.

Als junger Bursche und noch unter einem Hofmeister wurde er mit eiserner, nachsichtsloser Strenge bis zu dem Augenblick behandelt, wo er zur Universität abging, und dort plötzlich und

mit einem Schlag sein eigener, freier Herr. Natürlich wußte er die ihm so rasch und unerwartet gekommene Freiheit nicht immer nur zu gebrauchen, sondern mißbrauchte sie auch nicht selten.

Dazu kam, daß Graf und Gräfin Monford sich Jahre lang auf Reisen befanden, wo denn die Kinder auch nur auf fremde Menschen angewiesen blieben und ihre Eltern nicht einmal zu sehen bekamen, und mit der ganzen vorangegangenen Erziehung konnte es kaum anders geschehen, als daß sich beide Theile mehr und mehr entfremdet werden mußten.

Graf und Gräfin Monford hatten in der That keine Kosten und Mühen gescheut, um ihre Kinder Alles lernen zu lassen, was sie in ihren Bereich bringen konnten, aber sie machten ein sehr großes Haus, und nur zu oft ist es ja in solchen „großen Häusern" leider der Fall, daß die gesellschaftlichen Pflichten den elterlichen vorgezogen werden oder, wie man sich einredet, vorgezogen werden müssen. Man hat Rücksichten zu nehmen (wie die Entschuldigungen heißen), überdies zuverlässige Leute daheim, denen man die Kinder recht gut anvertrauen kann. Eine Gesellschaft jagt dann die andere, einmal daheim

oder auch außer dem Hause, von allen aber sind die Kinder ausgeschlossen, und ihre kurze Jugendzeit vergeht, ohne daß sie sich erinnern, der Mutter mehr als ein- oder zweimal auf dem Schooß gesessen zu haben.

Aber ein Kind will nicht allein Pflege — die kann ihm jeder gemiethete und gute Dienstbote geben — es will auch Liebe, und wenn ihm die entzogen wird, so wächst es auch wohl ohne sie frisch und kräftig auf, aber in seinem Herzen bleibt ein leerer, öder Raum, den es sich selber dann oft mit verderblichen Stoffen füllt. Unter der Obhut Fremder aufgewachsen, hatten sie allerdings vor den Eltern, denen sie erst herangewachsen näher traten, eine gewaltige Ehrfurcht gehabt, aber sie kannten kein anderes Gefühl und hielten diese Ehrfurcht für Liebe, während die Eltern stolz, recht stolz auf ihre Kinder waren und auch diesen Stolz für Liebe nahmen. So täuschten sich beide Theile über ihre Gefühle, und auch die Welt, und doch waren beide Kinder von Herzen seelensgut und brav, und auch die Eltern fest überzeugt, Alles für sie gethan zu haben, was in ihren Kräften stand, um vollen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu haben.

Die Liebe aber, die den beiden Geschwistern

durch ihre Eltern mehr unbewußt als absichtlich entzogen worden, brachten sie dafür einander selber in desto reicherem Maße zu. Mit unendlicher Zärtlichkeit hingen beide an einander, ob auch ihre Charaktere noch so verschieden sein mochten.

Paula, von zartem Körperbau, mit vieler Phantasie begabt, neigte mehr zur Schwärmerei. Sie las viel und, leider, unter Anleitung der Französin, nicht immer recht passende Bücher; sie liebte dabei leidenschaftlich das Theater und konnte sich durch irgend ein gut gegebenes Schau- oder Trauerspiel so aufregen lassen, daß sie halbe Nächte lang ihre Kissen mit Thränen netzte. Unglücklicher Weise fand sie dabei in der Familie, der sie, während die Eltern auf Reisen gewesen, zur Obhut übergeben worden, nur zu viel Nahrung, denn diese hatte ein kleines Liebhabertheater in ihrer eigenen Wohnung errichtet, verkehrte viel mit Künstlern und fachte dadurch den Funken, der in Paula's Herzen glimmte, zur lichten Flamme an.

Das Technische in der Aufführung bei den kleinen, dort gegebenen Stücken hatte man nämlich nicht gut bewältigen können oder es auch vielleicht für zu mühsam gehalten. Ein geschickter

Leiter wurde für nothwendig erachtet, und dort hatte Paula Handor kennen lernen.

George seinerseits war nichts weniger als ein Schwärmer und hing viel mehr dem Realistischen an. Er liebte wohl auch das Theater, weil es ihm Unterhaltung bot, ohne daß er sich aber sonst auch nur mit einer Faser seines Herzens dazu hingezogen fühlte. Weit mehr beschäftigten ihn die seinem Stande auch angemesseneren ritterlichen Uebungen. Er war ein perfecter, tollkühner Reiter, ein eifriger und für sein Alter recht guter Jäger, besonders ein sicherer Schütze, und wenn er nebenbei auch etwas Musik und Malerei trieb und mit Vergnügen ein gutes Buch las, hatte er doch keinen rechten Trieb dafür. Er verstand etwas von jedem, ohne es in irgend einer Sache zur Vollkommenheit zu bringen, und da er das selber fühlte, verlor er auch bald die Lust daran.

Auch an dem Liebhaber-Theater hatte er sich anfangs mit großer Lust betheiligt und vielen Eifer dabei gezeigt, aber es ermüdete ihn doch bald, wie er denn nie lange an einer Sache Vergnügen fand, und als Ende März die Auerhahnbalz begann, gab er es vollständig auf und fuhr lieber Nachts hinauf auf den Wald, um

Morgens um zwei oder drei Uhr an Ort und Stelle auf dem Balzplatz zu sein.

Durch das Liebhaber-Theater war er aber selber mit einigen Künstlern bekannt geworden. Deren freies, offenes Wesen sagte ihm zu, denn im Umgang mit ihnen brauchte er sich keinen Zwang anzuthun, und sein leicht empfänglicher Geist fand, was ihm in seinen gewöhnlichen Kreisen gründlich fehlte: Anregung und Befriedigung. Mit einem Worte, er fühlte sich unter den Künstlern und in ihrem freien Verkehr wohler und behaglicher, als in den steifen, aber allerdings sehr vornehmen Gesellschaften, in denen er sonst heimisch war oder doch heimisch sein sollte.

Auch zu Hause war ihm der lästige Formenzwang zu unbequem. Er hatte oft davon gehört und gelesen, was für ein mächtiger Zauber in dem einen kleinen Worte „daheim" liege und wie die eigene Heimath uns das Liebste und Theuerste auf der Welt sein sollte; aber mitgefühlt hatte er das noch nie und hielt es, mit anderen Ueberschwänglichkeiten, für eine Licenz der Dichter, die vollkommen berechtigt wären, sich irgend einen Punkt der Welt zu einem kleinen Paradiese auszumalen, ob sie dazu nun ein be-

liebiges Feenreich oder eine menschliche Wohnung wählten.

Viel Ruhe hatte er deshalb auch zu Hause nicht, ja, er plauderte wohl gern einmal ein halb Stündchen mit der Schwester und wußte, daß er die gehörigen Formen der Tischzeit einhalten mußte, wenn er nicht eben draußen auf der Jagd war oder eine andere Einladung angenommen und sich daheim formell abgemeldet hatte — sonst fesselte ihn nichts an das Vaterhaus.

Die Tafel war beendet und der Kaffee im Nebenzimmer servirt worden. Dorthin folgte er den Eltern, und seinen Arm um Paula's Taille legend, drückte er einen Kuß auf ihre Wange.

„Aber was hast Du nur, George?"

„Nichts, mein Herz," lächelte der Bruder, „ausgenommen so viel zu thun, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen soll."

„Du?"

George nickte ihr zu und wollte das Zimmer verlassen.

„Du willst wieder fort, George?" sagte die Mutter.

„Ja, Mama — heute Abend sehen wir uns doch bei Boltens; nicht wahr, Ihr kommt auch hin?"

„Ich weiß es noch nicht, mein Sohn," erwiederte die Gräfin — „ich habe etwas Kopfschmerz — aber vielleicht doch."

„Du bist gar nicht mehr zu Hause, George," bemerkte der Vater, „man bekommt Dich wirklich nur noch beim Essen zu sehen."

„Ja, bester Vater, lachte George, „ich habe jetzt drei Pferde zuzureiten, und das kann ich doch nicht hier im Park thun. Der Fingal macht mir am meisten zu schaffen."

„Aber es ist ein vortreffliches Pferd," nickte der Vater, „Du hast da einen guten Kauf gemacht, halte ihn nur auch gut."

„Wie meinen Augapfel, Papa," lachte der junge Mann. „Also auf Wiedersehen in der Stadt!" und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Paula blieb mit ihren Eltern allein im Zimmer, denn Mademoiselle Beautemps trank keinen Kaffee und benutzte diese kurze Zeit stets, um in ihrem Zimmer ein Viertelstündchen Siesta zu halten, worin sie Paula niemals störte. Sie wollte jetzt ebenfalls das kleine, freundliche Gemach verlassen, als der Vater, der mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab gegangen war, leise sagte:

„Paula!“

„Mein Vater!“

„Ich und Deine Mutter möchten ein paar Worte mit Dir reden.“

„Mit mir, Vater?“

„Ja, mein Kind,“ sagte der alte Herr, indem er vor ihr stehen blieb, ihr leise mit der rechten Hand das Kinn emporhob und freundlich fortfuhr: „Sieh, mein Schatz, Du bist nun schon vor zwei Monaten siebenzehn Jahre alt geworden und — eben kein Kind mehr . . .“

„Mademoiselle Beautemps betrachtet mich aber noch als ein solches,“ sagte fast unbewußt Paula, denn ein schmerzhaftes, gleichsam eisiges Gefühl schnürte ihr in dem Augenblick beinahe die Brust zusammen. Sie ahnte, was folgen würde.

„Mademoiselle Beautemps . . .“ sagte der Vater rasch, brach aber kurz ab, hustete und lächelte still vor sich hin. „Nun, Du wirst nicht mehr lange mit ihr geplagt werden, Kind,“ fügte er dann mit trockenem Humor hinzu, „und was ich eben jetzt mit Dir reden wollte — das heißt ich und Deine Mutter —, soll gerade dazu dienen, Dich von ihr frei zu machen.“

„Mein lieber Vater!“ flüsterte Paula und warf einen Blick nach der Mutter hinüber, die

am Fenster stand, mit einer kleinen Schere ein paar abgeblühte Rosen von einem Stock schnitt und die Blätter hinausstreute.

„Verstehst Du, was ich meine?"

„Nein, mein Vater," hauchte das junge Mädchen.

„Und doch siehst Du beinahe so aus, als ob Du es verständest, lächelte der alte Herr. „Aber ich will mich kurz fassen, mein Kind, denn große Umschweife sind unter uns ja doch nicht nöthig. Ich frage Dich also geradeaus, mein Herz, hast Du noch nicht daran gedacht, Dir einen Lebensgefährten auszusuchen?"

„Mein lieber, lieber Vater!"

„Aber, George," sagte die Gräfin kopfschüttelnd, „Du fällst doch auch wohl da ein klein wenig zu sehr mit der Thür in's Haus. Das ist kaum eine discrete Frage für ein junges Mädchen, die das überhaupt auch wohl ihren Eltern überlassen wird."

„Ich weiß nun gerade nicht," lächelte der alte Herr, „ob Paula damit so recht einverstanden sein würde. Aber eben weil ich glaube, daß sich unsere Gedanken auf halbem Wege begegnen, habe ich so direct gefragt, denn ich bin überzeugt, ich schieße nicht weit vorbei, wenn ich vermuthe,

daß Du den jungen Grafen Bolten gern haſt — wie, Schatz? Er iſt wenigſtens auf allen Bällen Dein unermüdlicher Tänzer, und das Vielliebchen, das Du neulich mit ihm gegeſſen — nun, Du brauchſt nicht bis hinter die Ohren roth zu werden, meine Puppe — wir ſind Alle nicht beſſer geweſen, als wir jung waren."

Ueber Paula's Stirn und Wangen hatte ſich allerdings im erſten Augenblick tiefe Röthe ergoſſen, im nächſten Moment aber ſchon ſchoß das Blut wie in einem Strom zum Herzen zurück und ließ ihr Antlitz todtenbleich, während ſie leiſe, aber feſt ſagte: „Du irrſt Dich, Vater — ich liebe den jungen Grafen nicht."

„Nicht?"

„Du liebſt ihn nicht?" wiederholte aber auch die Mutter und drehte ſich raſch und wie erſtaunt der Tochter zu. „Und das ſagt das Mädchen mit einer ſolchen Beſtimmtheit, als ob damit die ganze Sache abgemacht und beſeitigt wäre!"

„Der Vater hat mich gefragt, Mama, und er verlangt ja doch Wahrheit von mir."

„Das allerdings, mein Herz," ſagte der alte Herr ruhig, während ſein Blick forſchend an dem Antlitz der Tochter hing, „die verlangt er

in der That — aber kannst Du mir einen Grund angeben?"

„Und wäre es Liebe, Vater, wenn man einen Grund dafür nennen könnte?"

„Hm," sagte der alte Herr, dadurch selber in Verlegenheit gebracht, „Du scheinst Nutzen aus Deiner Lectüre gezogen zu haben, mein Töchterchen. Die Sache ist denn aber doch zu ernsthafter Natur, um ihr durch ein Wortspiel auszuweichen; so höre denn, was ich Dir darüber zu sagen habe. Ueber die Familie Bolten selber brauchte ich kein Wort zu verlieren; wir haben sie alle gern und sind lange, lange Jahre damit befreundet — wie geachtet und geschätzt sie im ganzen Lande sind, weißt Du außerdem, und unser alte Name braucht sich wahrlich nicht zu schämen, neben dem ihrigen genannt zu werden. Hubert ist dabei ein junger, liebenswürdiger Mensch, talentvoll, gutmüthig, ein bischen aufbrausend zwar, aber das wird sich mit den Jahren geben, und außerdem der einzige Sohn. Daß er Dich gern hatte, habe ich — und ich muß gestehen, zu meiner Freude — schon seit längerer Zeit bemerkt; daß Du ihm nicht abgeneigt warst, konnte Jeder sehen, der Euch nur ein paarmal zusammen beobachtet hat. Dazu kommt, mein

liebes Kind, daß uns Beide, Deine Mutter und mich, diese Verbindung mit dem Bolten'schen Hause glücklich machen würde, und ich bin überzeugt, daß alles dies zusammengenommen, wenn Du es Dir überlegst, Deinen Entschluß bestimmen muß. Ich brauche Dir nur noch zu sagen, daß heute Morgen, als wir in der Stadt waren, der alte Graf bei mir förmlich um Dich für seinen Sohn angehalten hat, und ich hoffe, wir können ihm heute Abend eine gute Antwort mit hineinnehmen — wie, mein Schatz?"

„Mein lieber Vater, ich — ich bin noch so jung!"

„Darin hast Du recht, und das habe ich meinem Freunde Bolten selbst entgegnet; er sieht das auch vollkommen ein, und Du sollst nicht gedrängt werden. Wir haben deshalb Beide ausgemacht, daß die Trauung nicht früher als an Deinem achtzehnten Geburtstage stattfindet; um uns aber das Glück unserer Kinder zu sichern, wollen wir die Verlobung am nächsten Freitag hier bei uns feiern, wozu uns Deine gütige Mama einen kleinen Ball arrangiren wird — bist Du damit einverstanden?"

„Dränge sie nicht zu sehr, George," sagte jetzt die Mutter freundlicher, als sie bis dahin

gesprochen. „Ihr Männer seid Euch darin doch alle gleich, das folgt Schlag auf Schlag, und da soll das arme Kind auf jede Frage auch augenblicklich antworten! Versteht sich, wird sie wollen, aber Du siehst doch, daß sie jetzt bald roth, bald blaß wird — laß ihr doch nur Zeit, erst Athem zu holen!"

„Meine liebe, liebe Mutter!" rief Paula und warf sich, von ihren Gefühlen überwältigt, an der Mutter Brust.

„Aber, ma fille!" sagte diese, sich rasch und erschreckt losmachend — „komm, mein Herz, komm, wozu diese Aufregung — Du weißt, Kind, wie das immer meine Nerven angreift, und mein Kopf schmerzt mich überhaupt heute."

„Aber ich liebe ihn nicht, Mama!" bat Paula in Todesangst. „Der junge Graf ist ein braver, lieber Mensch, aber — aber..."

„Aber, mein Kind?" fragte die Mutter streng.

„Er — er paßt nicht für mich — er — hat für nichts Sinn, als für seine Pferde und Gewehre — er haßt Musik und Bücher — er..."

„Lauter Verbrechen, nicht wahr?" lächelte die Mutter spöttisch — „und kann er deshalb nicht ein guter Ehemann werden?"

„Und soll das Herz denn gar keine Stimme haben, Mama?" flüsterte das arme, gequälte Mädchen — „soll denn nur immer todter Rang und Reichthum Verbindungen schließen und Menschen auf ewig an einander ketten, die sich ohne diese nie gefunden oder nur gesucht hätten?"

„Todter Rang und Reichthum, meine Tochter?" sagte der Vater ernst — „ich glaube, Du solltest uns dankbar dafür sein, daß wir Dir die, Dir gebührenden Vorrechte auch erhalten und verwahren, Du wirst doch nicht glauben, daß ich Dich je unter Deinem Stande verheirathen würde?"

„Willst Du mich nicht glücklich sehen, Papa?" fragte Paula herzlich.

„Gewiß mein Kind, das ist mein heißester Wunsch," erwiederte der Vater, „aber eben deshalb muß ich jetzt über Dich wachen, daß Dich Dein leicht erregtes Herz nicht zu einem Schritt hinführt, den Du später schwer bereuen und dann sicher unglücklich dadurch werden würdest. Aber wie ich Dir schulde, für Dein Glück zu sorgen, so schuldest Du auch uns, die Ehre unseres Hauses aufrecht zu erhalten, und wer Dir dabei am besten rathen kann, sind denn doch wohl Deine Eltern selber."

„Und wenn ich vorher wüßte, daß ich unglücklich werden würde?"

„Paula," sagte der Vater ernst, „ich bitte Dich, nur jetzt, wo es sich um Deine ganze Zukunft handelt, Deine überspannten Romane und phantastischen Ideen aus dem Spiel zu lassen! Du hast uns schon neulich einmal so eine Andeutung gemacht, daß Du Dich an der Seite des ärmsten Mannes glücklich fühlen könntest, wenn „Eure Seelen," wie Du Dich beliebtest auszudrücken, mit einander harmonirten. Es ist der alte Unsinn mit „eine Hütte und ihr Herz," der so lange stichhaltig bleibt, bis das Herz eben in die Hütte hineinziehen soll und die Räumlichkeit dann überall zu beengt findet. Glaube mir, mein Kind, solche Ideen sehen sehr hübsch auf dem Papier aus, und lassen sich vortrefflich bei einer warmen, mondhellen Nacht durchschwärmen, aber sie gleichen jenen wunderbar schillernden Quallen, die an der Oberfläche der See herumschwimmen und von Weitem einen prachtvollen Anblick gewähren, nimmt man sie aber in die Hand, so bleibt nichts übrig, als eine graue, schlammige Blase, die man mit Ekel wieder von sich wirft. „Gleich und Gleich gesellt sich gern!" ist ein altes, gutes und wahres Sprichwort, und

wir finden das in der Natur bestätigt, wohin wir blicken. Ein Adler könnte sich da eben so wenig daran gewöhnen, einen Bund für das Leben mit einem Truthahn zu schließen und von Körnern und Kartoffelschalen zu leben, weil ihre Seelen vielleicht sympathisiren — es geht eben nicht, und die Grafentochter würde sich elend und unglücklich fühlen, wenn sie aus der gewohnten Sphäre niedersteigen und in einer Hütte leben sollte. Das sind eben jugendliche Träume, die ich auch nicht zu hoch anschlage und deshalb gern verzeihe. Nun sei aber vernünftig, mein Töchterchen, Du bist alt genug dazu. Wir haben eine Wahl für Dich getroffen, die Dein Herz nur mit Freude und Dankbarkeit gegen uns erfüllen kann, also füge Dich dem; denn Du weißt auch, daß Deine Eltern nie ihre Einwilligung zu einer Verbindung unter Deinem Range geben würden, solltest Du wirklich je thöricht genug sein, selber an etwas Derartiges ernsthaft zu denken."

„Mein Vater..."

„Laß nur sein, mein Kind — ich wußte ja, daß mein gutes Töchterchen nicht den Lieblingsplan ihrer Eltern kreuzen würde; also werde ich das Weitere schon selber mit Boltens in Ord-

nung bringen. Du darfst Dir indessen immer Deinen Ballstaat zurecht machen," setzte er lächend hinzu, indem er ihr leise das Kinn emporhob und einen Kuß auf ihre Stirn drückte, „und daß wir nachher ein recht munteres, fröhliches Bräutchen haben, davon bin ich überzeugt..."

Ein Diener öffnete in diesem Augenblick die Thür und meldete, in steifer Haltung an der Schwelle stehen bleibend: „Baronesse von Halldorf läßt fragen, ob es der gnädigen Herrschaft genehm wäre..."

„Wird uns sehr angenehm sein," sagte die Gräfin, die froh war, einen Vorwand gefunden zu haben, das Gespräch abzubrechen — „aber Schatz, Du hast ganz rothe Augen bekommen — geh' auf den Zimmer und bade sie ein wenig mit Rosenwasser, wir erwarten Dich dann unten."

Der Besuch mußte empfangen werden, und die arme Paula, das Herz zum Brechen schwer, zog sich auf ihr Zimmer zurück, schob den Riegel hinter sich vor und sank auf das Sopha.

„Kein Mitleid mit den Gefühlen ihres eigenen Kindes," flüsterte sie dabei — „keine Frage selber danach, ob dieses Herz schon gewählt, schon ent-

schieden haben könnte — nichts, nichts als der leere, hohle Schein, als Stand und Rang und Reichthum — o, ich bin recht, recht unglücklich!" und still weinend barg sie ihr Antlitz in den Händen.

5.
Paradies und Hölle.

In der Schloßgasse zu Haßburg — denn die alte Stadt, welche in längstvergangenen Zeiten einmal der Sitz eines Erzbischofs gewesen, hatte die verschiedenen Benennungen aus ihrer Glanzperiode noch getreulich aufbewahrt — stand ein nicht sehr großes, aber wunderlich verziertes Gebäude. Es war massiv, aus dunkelgrauem, halbverwittertem Sandstein aufgeführt und mit einer wahren Verschwendung von Steinhauerarbeit bis unter den Giebel hinauf bedeckt.

Was die zahllosen Gruppen, Bilder und Arabesken daran alle bedeuten sollten, wäre wohl schwer zu entziffern gewesen — möglich, daß selbst die Urheber derselben keine rechte Idee davon gehabt. Deutlich erkennbar war aber noch

eine ordentliche Legion von dicken, pausbackigen Engeln mit Posaunen und sonstigen Instrumenten, die jeden nur einigermaßen benutzbaren Raum ausfüllten und den oberen Theil des Hauses vollständig bedeckten, während zwei sehr durch die Zeit und Sturm und Wetter mißhandelte Riesen, die zwischen Drachenköpfen und Ungeheuerschwänzen ihren Platz behaupteten, das Portal zu tragen schienen.

Und bunt und prächtig genug mußte das Haus ausgesehen haben, als es aus der Hand des Künstlers frisch hervorging. Noch jetzt ließen sich nämlich an einigen geschützten und tiefer liegenden Stellen Spuren von früherer Vergoldung und Malerei erkennen, mit denen besonders die Instrumente der Engel geglänzt und geschimmert haben mochten.

An eine Renovation dieser geschwundenen Pracht hatte freilich Niemand gedacht. Das Haus gerieth in die Hände einer Familie, die seine Lage für eine Wirthschaft passend fand, da es dem Theater schräg gegenüber und auch in der Nähe des Domes wie des Rathhauses stand, und der neue Eigenthümer, mit einer unbestimmten Ahnung, daß die vielen Engel wohl eine Andeutung der künftigen Seligkeit selber sein könnten,

nannte seine Wirthschaft drinnen nach den Sinnbildern draußen „Zum Paradies."

Der Mann verdiente viel Geld damit, und als er älter und ihm das Geräusch und die eigene Unbequemlichkeit eines solchen Lebens zu groß wurde, ließ er die Wirthschaft eingehen, den oberen Stock zu Familienwohnungen einrichten und behielt nur die unteren Räumlichkeiten mit den Kellern für sich, in welchen er eine ganz vortreffliche Weinstube etablirte.

Der alte Trauvest war von jeher ein ausgezeichneter Weinkenner gewesen und hatte immer etwas auf ein gutes Getränk gehalten. Seine Weinstube bekam deshalb bald einen Namen und die in Haßburg ansässigen „Künstler," lustiges, lustiges Volk, das solche Plätze immer am besten aufzustöbern weiß, erwählte den Ort zu seiner Künstlerkneipe, wozu ihnen der Wirth, damit sie nicht mit dem gewöhnlichen trockenen Pfahlbürger und Stammgast Einen Tisch zu besetzen brauchten, ein kleines besonderes Käfterchen hübsch einrichten und sogar mit Eichenholz austäfeln ließ. Der und Jener „stiftete" dann auch noch bald einen alten, wunderlich geschnitzten Schrank, bald ein paar antike Sessel, hundertjährige Pocale und Deckelkrüge, alte Waffen

und Rüstungen, kurz, was in der Art aufzutreiben war, hinein, so daß sich der kleine, malerisch geschmückte Raum bald in ein ordentliches Raritäten-Cabinet verwandelte.

Das Haus wurde zuletzt wirklich dadurch berühmt, und kein Fremder besuchte Haßburg, der sich nicht bemüht hätte, auch die Künstlerkneipe im „Paradies," die das lustige Völkchen dem Namen des Gebäudes gerade entgegen, „Die Hölle" taufte, kennen zu lernen.

Zu den Künstlern: Maler, Bildhauer und Schriftsteller, die sich in Haßburg aufhielten, fühlten sich aber auch die Schauspieler hingezogen. Der gute Wein hatte sie schon lange in das „Paradies" geführt, die bessere Gesellschaft lockte sie aus dem „Paradies" in die „Hölle," und von den Künstlern wurden sie, als einer freien Kunst angehörend, auch mit offenen Armen empfangen.

Der Schauspieler ist überhaupt der beste Gesellschafter in der Welt und steht ja auch mit allen anderen Künstlern in nächster und innigster Beziehung. Wie der Maler muß er Charaktere studiren, um sie wahr und treu, nicht auf der Leinwand, sondern im wirklich lebendigen Bilde wiederzugeben. Mit dem Dichter muß

er fühlen, empfinden und sich begeistern, und alles das in rasch wechselnden Gestalten, Schlag auf Schlag, und Triumph oder Niederlage bringt ihm schon der nächste Augenblick, der nächste Abend.

Alle anderen Künstler schaffen nicht allein für ihre Zeit, nein, sie haben die Hoffnung, daß auch noch spätere Geschlechter sich ihrer Werke freuen mögen und ihr Name noch genannt wird, wenn sie schon selbst dahingegangen. Nicht so der Schauspieler, der, nur auf den augenblicklichen Erfolg angewiesen, auch nur für diesen wirkt und schafft. Der Beifall des Publikums, das ihn selber hört und sieht, ist seine Belohnung; dieser strebt er nach, und ist ihm die gesichert, dann geht er freudig und vertrauensvoll an's nächste Werk.

Dieser Erfolg des Augenblickes übt aber auch natürlich auf sein ganzes Leben entschiedenen Einfluß, denn er verwächst mit ihm und theilt sich seinem ganzen Charakter mit; die Vergangenheit existirt nicht für ihn, was anders ist sie auch, als eine abgespielte Komödie — und die Zukunft? Eine neue brillante Rolle kann ihm die rosig genug gestalten, weshalb sich jetzt schon Sorgen darüber machen? Noch läuft sein Con-

tract, das Publikum liebt ihn, oder — hat sich an ihn gewöhnt, und was die sonstigen kleinen Leiden und Aergernisse betrifft, die nun einmal als Salz und Würze unseres ganzen Lebens dienen müssen, ei, die hat er reichlich in vermutheten Intriguen der Intendanz oder der eigenen Collegen, oder in boshaften Recensionen eines nicht gehörig honorirten Theaterkritikers — was will er mehr?

Leichtes Blut schwimmt oben, leichtes Blut gehört zu seiner ganzen Existenz, und gerade dieser, in den meisten Fällen liebenswürdige leichte Sinn läßt ihn das Leben an seiner lichten Seite fassen und ihm Alles abgewinnen, was eben daraus zu gewinnen ist.

Gute und vielbeschäftigte Schauspieler und Schauspielerinnen — während Sänger und Sängerinnen — mit wenigen Ausnahmen — nur ihre Noten studiren und sich verwünscht wenig um Text, Sujet oder Charakter ihrer Rolle kümmern — müssen auch gebildete Menschen sein und sind es fast stets. Sie haben dabei die Form des Umganges vollständig in ihrer Gewalt, sie müssen verstehen, sich in allen Kreisen des Lebens zu bewegen, und verstehen es, und mit einem gewissen Instinct, der sie alles Steife

und Langweilige vermeiden läßt, bringen sie bald Leben in jeden Cirkel, den sie besuchen.

Es ist mit Einem Wort ein frohes, glückliches Völkchen, und wer in ihrer Mitte nicht warm wird und seinen im gewöhnlichen Leben noch ängstlich gepflegten Zopf auf kurze Zeit vergißt, den kann man ruhig aufgeben. Er ist für die Gesellschaft verloren und paßt nur noch für „Gesellschaften."

Es läßt sich denken, daß auch in der „Hölle" ein munterer Ton herrschte, wie denn auch vor Allem hier die Regel galt, nichts, und wäre es der bitterste Scherz gewesen, übel zu nehmen. Schon über der Thür stand auch auf einer großen, schwarzen Tafel mit dicken, goldenen, altdeutschen Buchstaben der etwas ungelenke Vers:

Wer hier in diese Stuben kombt ein,
Laß allen Aerger und Hader daheim.

Und gerade dieses laisser aller der Gesellschaft hatte manche junge Leute aus Kreisen, die sonst nicht gern ein „bürgerliches Wirthshaus" besuchen, veranlaßt, dann und wann hier vorzusprechen und sich ein Stündchen unter den Künstlern, unter denen sie immer einzelne Bekannte fanden, zu amüsiren. Besonders waren einige Artillerie-Officiere, die selber zeichneten und

malten, regelmäßige Besucher der Hölle geworden und zogen dann wieder Andere nach.

So hatte sich denn auch am heutigen Abend, während vorn in der Weinstube die steiferen Bürger, Beamten und Professoren saßen, in der „Hölle" ein lustiges Völkchen zusammengefunden, das dem guten Weine des alten Trauvest wacker zusprach. Vom Theater schien aber nur das Schauspiel vertreten, da heute eine Oper gegeben wurde; sonst saß aber eine gemischte Gesellschaft in Uniformen, Sammetröcken und Joppen um den langen Tisch, und das Gespräch hatte sich gerade um einen Wein gedreht, den ihnen Trauvest als Markobrunner vorgesetzt und den ein Hauptmann von Seidlitz für Deidesheimer erklärte, so daß schon eine Wette angeboten und acceptirt war.

„Wo nur Handor heute bleibt?" rief Höfken, der das Fach der Charakterrollen am Theater bekleidete; „der hat die beste Zunge von uns Allen, und seinem Urtheil füge ich mich."

„Topp, angenommen!" rief der Gegenpart.

„Handor muß etwas auf dem Strich haben," meinte Berthel, der Heldenvater; „er geht mir schon seit etwa fünf Wochen mit einer Sorgfalt gekleidet..."

„Bah," rief einer der Maler, „als erster Liebhaber muß er auf seine Toilette halten; er gilt ja bei der ganzen schönen Welt von Haßburg für das Modejournal der Stadt."

„Ach was da, Modejournal," knurrte Pfeffer, der unten am Tische bei einer halben Flasche Wein saß, „Schulden sind's, und damit er den Leuten Sand in die Augen streut, hängt er den Plunder um sich her; Esel, wenn sie sich davon blenden lassen."

„Nein, Höfken hat recht," rief aber auch Berthel, „es muß etwas Anderes dahinter stecken — Schulden, bah! Wenn ein Mensch erst einmal so viel Schulden hat, daß er doch ganz gewiß weiß, er kann sie nicht bezahlen, dann machen sie ihm auch keine Sorgen mehr, und so steht's mit Handor. Nein, bei dem spukt etwas Anderes, und ich bezahlte wahrhaftig..."

„Eine Flasche Champagner, Kellner," rief in diesem Augenblick eine laute, fröhliche Stimme, und als sich Alle danach wandten, stand Handor, der eben genannte erste Liebhaber, in der geöffneten Thür; „aber wohl in Eis, verstanden?" setzte er rasch hinzu: „oder auch gleich zwei, drei Flaschen, mein Junge, denn ich bin schmählich

durstig heute Abend und schmählich vergnügt — Guten Abend, meine Herren!"

„He, Handor, beim Zeus! Junge, wo kommst Du her? Eben sprachen wir von Dir; wo bist Du gewesen?"

„Im Himmel, Kinder, im siebenten Himmel," rief der junge Mann, indem er Hut und Stock an einen Nagel hing und dann einen Stuhl neben den etwas zur Seite rückenden Höfken nahm, „direct aus den himmlischen Sphären stieg ich nieder in die „Hölle," und nur der himmlische Trank kann mir Ersatz für das Verlorene geben."

„Pff," zischte Pfeffer durch die Zähne, „den Himmel, in dem der gesteckt hat, kenn' ich."

„Alle Wetter, Handor," lachte aber auch der Maler, „Sie scheinen heute Ihren splendiden Tag zu haben!"

„So lang der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt!"

citirte Pfeffer.

„Vive la bagatelle!" rief aber Handor, ein ihm gereichtes Glas auf Einen Zug leerend.

„Halt," sagte Höfken, „hier gilt es eine Wette; da, Handor, ehe Du uns Dein Abenteuer erzählst, sag' uns einmal, was für Wein das ist."

„Und wer hat Dir gesagt, daß ich Euch überhaupt mein Abenteuer erzählen werde?"

„Als ob der schweigen könnte," lachte ein Anderer; „hast Du wieder bei Deiner jungen Putzmacherin geschwärmt oder bei der dicken Banquierstochter, oder gar mit der kleinen Jüdin den Romeo gelesen? Der Mensch hat, bei Gott, ein Glück, um das man ihn beneiden könnte."

„Thorheiten!" lachte Handor verächtlich; „welchen Wein meint Ihr?"

„Hier dieses Glas; aber jetzt koste vorsichtig, es gilt eine Wette."

„Gebt mir vorher ein Stück Brod."

Das Verlangte wurde gebracht, und während jetzt Handor den Wein mit Kennermiene prüfte und kostete, herrschte lautlose Stille in dem kleinen Raum. Trauvest, der gerade in die Thür trat, blieb auf der Schwelle stehen.

„Nun, wo ist der gewachsen?"

Handor kostete noch einmal. „Rüdesheimer Berg," sagte er dann.

„Rüdesheimer?"

Handor nickte.

„Meine Herren," sagte Trauvest, „ich muß Ihnen mittheilen, daß ich gestern zwei Fässer

Wein, eines mit Markobrunner und eines mit Rüdesheimer Berg, habe abziehen lassen, und wie ich eben von meinem Küfer höre, hat er beim Siegeln den Lack verwechselt, was Schuld an dem Irrthum ist; Herr Handor hat recht, es ist allerdings Rüdesheimer Berg."

„Alle Wetter," rief Hauptmann von Seidlitz, „die Zunge muß Handor viel Geld gekostet haben!"

„Oder anderen Leuten," meinte Pfeffer.

„Allen Respect übrigens vor Ihrer Zunge, Herr Handor," fuhr Travest fort, „und wenn Sie das Theater aufgeben wollten, möchte ich Sie wohl als Reisender engagiren; Sie sollten ganz vortreffliche Provisionen bekommen."

„Herzlichen Dank, lieber Travest," lachte der erste Liebhaber, „bin von Ihrer Güte überzeugt, befinde mich aber doch jetzt noch besser so. Sollte ich aber wirklich einmal in den Fall kommen..."

„Dann wenden Sie sich nur an mich, ich halte mein Wort," nickte der alte Mann.

„Apropos, Handor," rief der Maler Arnold, der ihm gegenüber saß, „haben Sie schon die schöne Fremde gesehen, welche heute angekommen ist, die Gräfin Rottack? Die Familie ist hier nach Haßburg übergesiedelt."

„Nein," rief Handor; „ist sie hübsch?"

„Bildschön," versicherte Arnold ganz in Feuer. „Sie wurde mir heute unter den Buden gezeigt, wo sie mit ihrem Manne und den Kindern spazieren ging; ein reizendes Wesen mit einem von den Gesichtern, die der liebe Gott nur wenig Begünstigten mitgegeben und denen man auf den ersten Blick gut sein muß. Und was für wunderbar goldenes Haar sie hat! Ich bin ihnen eine Weile nachgegangen, nur um die Sonne auf dem Haare blitzen und leuchten zu sehen."

„Meiner Seel'," rief Pfeffer „wenn Sie so entzückt von rothen Haaren sind, weshalb malen Sie denn nicht einmal meine Schwester, die Bassini? Die brennt."

Alle lachten.

„Der Pfeffer ist doch ein ganz nichtsnutziger Patron, nicht einmal seine eigene, leibliche Schwester kann er ungeschoren lassen," rief Berthel.

„Bah, ungeschoren," sagte Pfeffer, „sie trägt eine Perrücke!"

„Lassen Sie mir die Bassini in Ruhe!" rief Höfken dazwischen; „das ist eine ganz brave Person, wenn sie auch sonst vielleicht ihre Wunderlichkeiten hat. Und wie ordentlich und ehr-

lich bringt sie sich mit ihrer kleinen Gage durch, daß sie nicht einen Pfennig Schulden in der Stadt hat!"

„Das kann Handor auch von sich sagen," meinte Pfeffer.

„Ich wollte, es wäre wahr, Pfeffer," bemerkte Trauvest trocken, und ein tolles Gelächter brach von allen Seiten los.

„Lacht nur," sagte aber der erste Liebhaber, während sich ein spöttischer Zug um seine Lippen legte; „wir wollen aber einmal sehen, wer von uns hier heute über vier Wochen die wenigsten Schulden haben wird, Ihr oder ich."

„Du hast wohl in die Lotterie gesetzt?" fragte Höfken.

„Nein, er heirathet eine Gouvernante und wird Gouverneur," meinte Pfeffer.

„Thorheit," rief Handor, „da kommt der Champagner, und nun Gläser her und ein volles Glas den schönsten Augen!"

Für den Augenblick war jedes weitere Gespräch gestört, denn das Einschenken, Anstoßen und Trinken beschäftigte die Anwesenden so vollkommen, daß sie nicht einmal den Eintritt eines neuen Gastes bemerkten.

Es war der junge Graf Monford, der gar

nicht etwa so selten die Künstlerkneipe besuchte, weil er dort immer sicher war, gute Gesellschaft zu finden.

„Nun mußt Du uns aber auch Deine schönsten Augen nennen, Handor," rief Höfken ihm zu, „denn wenn ich ihnen ein Glas bringen soll, muß ich auch wissen, an welchem Theile des Himmels diese Sterne stehen."

„Nie indiscret, Kamerad," lachte Handor, „jeder von uns trinkt den Augen, die er für die schönsten hält."

„Und in dem Sinne nehme ich auch ein Glas mit," rief George Monford; „heh, Kellner, noch Champagner!"

Handor war bei der Stimme rasch herumgefahren, und für den Augenblick verlor sein Antlitz jede Farbe; aber in dem Tumult bemerkte es Niemand, und Handor hatte auch rasch genug seine Fassung wiedergewonnen.

„Graf Monford," rief er erfreut, ihm die Hand entgegenstreckend und sie herzlich schüttelnd, „lassen Sie sich auch einmal wieder bei uns sehen?"

„Ich bin heute eigentlich nur hergekommen, um Sie auf ein paar Minuten zu sprechen," sagte der junge Mann.

„Mich?"

„Nachher; eine Geschäftssache," lachte George; „Sie brauchen nicht zu erschrecken. Also den schönsten Augen, meine Herren, und da ist wohl Keiner hier, der den Toast nicht mittränke."

„Bitte um Verzeihung," sagte Pfeffer, „wenn ich auf etwas Derartiges anstieße, so wäre es höchstens auf die „beste Brille;" der Teufel soll die schönen Augen holen, wenn man Abends nicht mehr damit lesen kann."

„Hahaha, Freund Pfeffer, immer giftig!"

Graf George rückte jetzt mit zum Tisch und das Gespräch wurde allgemeiner; nur Handor war merkwürdig einsilbig geworden, und so ausgelassen lustig er im Anfang geschienen, so schweigsam zeigte er sich jetzt, daß es sogar den Tischgenossen auffiel. Wie er aber nach einander ein paar Gläser des feurigen Trankes hinuntergestürzt, wurde er etwas lebendiger; doch lagen ihm immer noch die paar Worte auf dem Herzen, welche ihm der junge Graf vorher gesagt. Was wollte der von ihm? Eine Geschäftssache? War er dem Liebesverhältniß mit dessen Schwester auf die Spur gekommen und wollte ihn jetzt vielleicht gar fordern? Die Cavaliere nannten das eine Geschäftssache. Das Gefühl wurde ihm

zuletzt so unbehaglich und drückend, daß er aufstand, hinter Graf Georg's Stuhl ging und, leise seine Schulter berührend, sagte: „Mein lieber Herr Graf, Sie wollten mir vorhin etwas mittheilen; wenn ich bitten dürfte, ich kann nicht mehr lange bleiben."

„Ach ja," rief George, indem er aufsprang und nach der Uhr sah, „meine Zeit ist ebenfalls um; sagen Sie einmal, lieber Handor," fuhr er dann leise fort, indem er ihn unter den Arm nahm und etwas bei Seite führte, „ich habe eine Bitte an Sie."

„An mich?"

„Zuerst muß ich Ihnen die Mittheilung machen, daß wir morgen über acht Tage, also am Freitag, die Verlobung meiner Schwester Paula in unserem Hause...."

„Ihrer Schwester Paula....?"

„Bst, nicht so laut, die Sache ist noch Geheimniß, soll wenigstens nicht vor der Zeit öffentlich bekannt werden, und ich ersuche Sie auch deshalb um Ihre Discretion; also daß wir dann in unserem Hause Paula's Verlobung feiern, und ich wollte sie gern zu dem Tage, unter anderen Sachen, die ich mir ausgedacht, mit der Aufführung irgend eines hübschen Stückes auf

unserem kleinen Liebhaber-Theater überraschen. Haben Sie etwas recht Hübsches, Neues, das wir bis dahin noch lernen können, und sind Sie vielleicht selber im Stande, uns bei der Inscenesetzung und den Proben zu unterstützen? Aber es muß natürlich Alles heimlich betrieben werden, denn weder Braut noch Bräutigam dürfen etwas davon erfahren."

„Herr Graf," sagte Handor, und er mußte sich Mühe geben, die Worte herauszubringen, so hatte der Schreck über die all' seinen Hoffnungen drohende Nachricht seine Zunge gelähmt, „ich — ich glaube gewiß, daß ich etwas Passendes finde, und stehe Ihnen mit Vergnügen zu Diensten."

„Danke Ihnen, lieber Handor," sagte der junge Mann, indem er ihm die Hand drückte, „Sie werden uns dadurch unendlich verbinden; Sie wissen ja selber, wie meine Schwester das Theater liebt und dafür schwärmt. Irgend ein hübsches neues Lustspiel von Scribe vielleicht und nicht zu lang; aber Sie können am besten beurtheilen, was dafür passend ist."

„Gewiß, Herr Graf, gewiß, ich — ich finde sicher etwas; nur — nur in diesem Augenblick...."

„Nun, natürlich läßt sich das nicht so Knall und Fall bereden," sagte Graf George; „überlegen Sie sich die Sache, und bitte, geben Sie mir morgen Abend spätestens Nachricht. Ich muß jetzt fort, denn ich bin zu einer Whistpartie engagirt. Also, Adieu Handor, auf Wiedersehen!" und damit reichte er ihm die Hand. „Guten Abend, meine Herren!"

Handor trat zum Tisch zurück und mußte sich merklich zwingen, seine ruhige Fassung zu bewahren. Er bestellte noch eine Flasche Champagner und trank hastig; aber die Gedanken ließen ihm nicht Ruhe, er mußte allein sein und stand endlich auf, die Gesellschaft, der seine Aufregung nicht entgehen konnte, zu verlassen.

Ein paar Gäste wollten ihn noch mit seiner Zerstreutheit necken; aber er ging nicht auf ihre Scherze ein und verließ endlich nach einer unbestimmten Entschuldigung das Zimmer.

Draußen an der Treppe, die hinauf auf die Straße führte, traf er Trauvest, an dem er mit einem kurzen Gruß vorüber wollte.

„Hören Sie, mein lieber Handor," redete ihn dieser an.

„Ja, Trauvest?"

„Sie nehmen es mir nicht übel," fuhr der Wirth freundlich fort, „aber ich muß sie wirk-

lich bitten, daß Sie mir wenigstens einen Theil Ihrer schmählich aufgelaufenen Rechnung zahlen. Ich selber habe meine letzte Weinsendung in den nächsten Tagen zu berichtigen und bin wirklich in Verlegenheit, wo ich das Geld hernehmen soll; ich würde Sie sonst doch noch nicht belästigen."

„Hm, ja, Trauvest, wie viel bin ich Ihnen denn eigentlich so ungefähr schuldig?"

„Nun, es werden ohne das Heutige immer so eine dreihundert und einige siebenzig Thaler sein."

„Dreihundert, alle Teufel, das hat sich merkwürdig aufsummirt!"

„Ja, lieber Gott," sagte Trauvest achselzuckend, „billige Weine trinken Sie nicht, und eine hübsche Zeit ist ebenfalls verstrichen, seit Sie die letzte Abzahlung machten."

„Sie haben recht, Trauvest," sagte Handor, indem er seinen Paletot zuknöpfte; „den Wievielten schreiben wir heute?"

„Der Monat geht auf die Neige."

„Am Ersten sollen Sie bedacht werden, Sie gehen vor."

„Vergessen Sie's nur nicht, Her Handor."

„Gewiß nicht, alter Freund; Guten Abend!" Und er stieg die Treppe hinauf, die hinaus in's Freie führte.

6.
Jeremias.

Ehe sie nur das kaum zweihundert Schritte von dort gelegene neue Wohnhaus des Grafen Rottack erreichten, waren Jeremias und die kleine, lebendige französische Bonne, die aber ziemlich gut Deutsch sprach, schon die besten Freunde geworden, und selbst das kleine Helenchen schien sich so wohl bei ihrem neuen Wärter zu finden, der auch fortwährend mit ihr lachte und plauderte, daß sie nicht die mindeste Furcht mehr vor ihm hatte. Nur der kleine Günther betrachtete ihn noch immer ein wenig scheu und mißtrauisch von der Seite — er konnte augenscheinlich noch nicht recht klug aus ihm werden, und dann war Jeremias doch auch eine von allen denen, mit welchen er bis jetzt verkehrt, so verschiedene Per-

sönlichkeit, daß sich der kleine Bursche fast unwillkürlich von ihm zurückhielt.

Jeremias hatte aber jetzt auch in der That genug mit sich selber zu thun, denn so unbefangen er sich sonst in allen Lebensverhältnissen benahm, so fühlte er sich doch, als er in diesem Augenblick die neue und sehr elegante Wohnung des Grafen Rottack betrat, in einer so vollständig ungewohnten Sphäre, daß er einige Zeit brauchte, um sich hinein zu finden.

In Brasilien hatte er allerdings verschiedene Male mit Grafen und Gräfinnen verkehrt, aber das waren auch ganz andere Verhältnisse gewesen. Titel und Namen mochten sie allerdings gehabt haben, aber der äußere Glanz fehlte ihnen dort, der im alten Vaterland unter solchen Verhältnissen, wenn auch oft auf das künstlichste, doch stets gewahrt und beobachtet wird, und so unbefangen er anfangs die Einladung zum Diner von dem jungen Grafen angenommen hatte, dessen er sich noch recht gut erinnerte, wie er mit der Violine in Santa Clara herumlief und bei Bohlos an dem nämlichen Tische sein Bier trank, an dem er selber ab und zu einsprach — so befangen fühlte er sich jetzt plötzlich, als er die betreßten Diener sah, die herzusprangen, als Graf und

Gräfin das Haus betraten, und die Ehrfurcht bemerkte, mit der das junge Paar von allen Seiten behandelt wurde. Ja, er kam in die größte Verlegenheit, als er Helenchen auf den Boden gesetzt hatte und einer der Diener zusprang und ihm den Hut abnahm, während ein anderer — was er eben an Graf Rottack gethan — auch zu ihm kam, um ihm den Oberrock auszuziehen.

„Bitte," sagte Jeremias erschreckt, „ich habe nur den einen an und kann doch..." — er hielt plötzlich inne, denn er sah, wie sich die Bonne nur mit Gewalt das Lachen verbiß, und der Diener selber trat etwas bestürzt zurück, weil er bemerkt, daß er den Fremden in Verlegenheit gebracht.

„Kommen Sie nur herein, alter Freund," rief Rottack, der verhindern wollte, daß er sich vor den spottlustigen Dienern eine Blöße gab, „und thun Sie, als wenn Sie hier zu Hause wären! — Ist das Essen fertig?"

„Es kann jeden Augenblick servirt werden, Herr Graf."

„Schön, dann lassen Sie auftragen."

Jeremias folgte der freundlichen Einladung, aber er war noch weit davon entfernt, sich behaglich zu fühlen. Erstlich hatten sie ihm seinen

Hut weggenommen, und er wußte jetzt nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte; dann hatte er vergessen, sich draußen abzutreten, und auf dem Teppich hier, den er so schön noch auf keinem Tische gesehen, sollte er jetzt mit den staubigen Stiefeln herumlaufen.

Rottack aber, der sich etwa denken konnte, was in der Seele des kleinen Mannes vorging, und der fest entschlossen schien, ihm jede Verlegenheit zu ersparen, machte all' seinen Bedenklichkeiten ein rasches Ende, indem er ihm ohne Weiteres einen Stuhl zum Tisch rückte, auf den schon einer der aufmerksamen Diener ein Couvert für den Gast gelegt hatte, und ausrief: „So, Jeremias, nun setzen Sie sich daher, und Helene, die den Augenblick zurückkommt, soll sich zu Ihnen auf die Seite und Günther auf die andere setzen, und nun unterhalten Sie sich nur noch einen Augenblick mit den Kindern, ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Jeremias sah sich um — die Diener, vor denen er sich am meisten genirte, hatten ebenfalls das Zimmer verlassen, und die Bonne war damit beschäftigt, die Kinder ihrer Hüte und Mäntelchen zu entledigen, die das Kindermädchen dann in deren Stube hinübertrug — Jeremias war

sich selber überlassen, in dem Fall brauchte er nur wenige Minuten, um mit dem kleinen Günther Freundschaft zu schließen. Im Handumdrehen fertigte er ihm aus der goldenen Düte, die er auf ein paar der Suppenteller ausleerte, eine Mütze, und wie Felix zurückkam, hatte er ihn auf dem Knie reiten, und der kleine Bursche lachte und schrie vor Lust und Vergnügen, als das „Pferdchen" mit ihm durchging und in immer wilderen Sätzen Hopp, Hopp machte.

Felix lachte, als er wieder in's Zimmer trat und Helenchen eben auf das andere Knie des kleinen freundlichen Mannes hinaufkletterte, um mit Theil an dem wilden Ritt zu nehmen.

Helene kam jetzt ebenfalls zurück, und die Suppe wurde gebracht; das kleine Volk mußte Ruhe geben und Alle nahmen ihre bestimmten Plätze ein.

„'s ist doch aber wirklich merkwürdig, sagte Jeremias, wie sich so Leute auf der Welt wiederfinden können."

„Sie hätte ich allerdings hier nicht vermuthet," lächelte Felix. „Nun erzählen Sie uns aber auch einmal vor allen Dingen Alles, was Sie selber betrifft, und wie Sie besonders wieder nach

Deutschland zurückgekommen sind. Sie können glauben, daß wir uns dafür interessiren."

„Na, denke doch," schmunzelte Jeremias, der, wie er nur erst einmal die Serviette um und den Suppenteller vor sich hatte, auch alles Neue und Fremdartige vergaß, was ihn umgab. „Aber sehen Sie, Herr Graf, wie Sie damals weggingen — Jemine, war das eine Zeit, wie wir den großbrodigen Herrn von Reitschen los wurden und den guten Herrn Sarno wiederkriegten — damals..." — er sah sich vorsichtig um, ob keiner von den Dienern mehr im Zimmer war — „damals lief ich noch in Hemdsärmeln herum mit dem Einspänner, dem Handkarren, Sie wissen wohl, und putzte..." — die Bonne genirte ihn doch etwas, daß er nicht recht mit der Sprache heraus mochte — „nun, that allerlei Arbeit, was vorkam, hatte mir aber doch hübsches Geld dabei verdient, denn ich sparte wie ein Hamster und gab keinen Milreis unnöthig aus. Da starb gleich sechs Monate später Bodenlos — Sie kennen ja doch Bohlossen — er hatte sich richtig in aller Stille todtgesoffen, denn äußerlich merkte man ihm nie 'was davon an, und das Wirthshaus wurde verkauft.

„Buttlich, der mit Herrn von Reitschen her-

übergekommen und so eine Schwindelwirthschaft errichtet hatte, war schon drei Monate vorher durchgebrannt — der arme Baron verlor durch den Lump auch ein paar Hundert Milreïs, beinahe ein halbes Conto*), und wenn Bohlossen sein Haus gut gehalten wurde, ließen sich Geschäfte damit machen. Herr Rohrland rieth mir auch zu ..."

„Und wie geht es den guten Leuten?" fragte Helene.

„Vortrefflich," nickte Jeremias — „Rohrland ist ein Mann bei der Spritze, immer auf dem Damme, immer fleißig, und die kleine Frau ein Mordswei —, eine prächtige Frau — und alle Jahre Kindtaufe, immer einen kleinen Jungen oder auch einmal ein Mädchen — es wimmelt nur so bei ihnen."

„Und Sie kauften die Wirthschaft?" fragte Felix, während Helene still vor sich hin lächelte und die Bonne bis hinter die Ohren roth wurde.

„Na, ob," sagte Jeremias, wieder im alten Geleise, „das Haus ging spottbillig weg, das Inventar war ebenfalls zu bezahlen, was ich an Getränken und sonstwie brauchte, lieferte mir

*) Ein Conto de Reïs etwa 500 Dollars.

Herr Rohrland, und nun ging die Geschichte flott. In Santa Catharina hatte sich's ausgesprochen, daß wir einen guten Director in der Colonie hätten, der etwas auf seine Colonisten hielt, in Rio wurd's auch bekannt, und von allen Seiten kamen jetzt die Auswandererschiffe an, daß der Director und ich manchmal nicht wußten, wo uns der Kopf stand — aber Geld wie Heu. Es war ordentlich, als ob der Segen auf dem alten Hause läge, und wie ich mir noch ein neues dazu baute, hatte ich immer noch nicht Platz genug. Weil ich das baare Geld aber nicht wollte im Kasten liegen lassen — von wegen Buren und Consorten, die mir damals keinen schlechten Schreck eingejagt —, kaufte ich Land dafür, was sie mir nicht stehlen konnten, und verdiente da wieder dran, Hand über Hand; kurz, in vier Jahren war ich ein gemachter Mann, und da erst, wie ich 'was hatte und es mit dem Besten in der Colonie aufnehmen konnte, kriegt' ich das Heimweh und beschloß, einmal wieder nach Deutschland zurückzukehren. Meine Häuser verkaufte ich um das Doppelte, was ich dafür gegeben hatte, meine Colonien verpachtete ich an arme Colonisten, die noch keinen eigenen Grund und Boden hatten, und — da bin ich..."

„Und wie haben Sie alle unsere Freunde in der alten Colonie verlassen?“ fragte Felix — „was macht Sarno, und haben Sie nichts von Günther von Schwartzau mehr gesehen?“

„Herr Sarno ist noch immer der Alte,“ erzählte Jeremias, emsig mit einem Gänseschenkel beschäftigt — „immer bei der Spritze, und die Geschichte geht jetzt dort wie am Schnürchen. Wer nicht in die Colonie paßt, den beißt er weg, und die Anderen befinden sich alle wohl, oder wenn sie's nicht thun, ist es ihre eigene Schuld. Einen andern Pfarrer haben sie auch, einen braven, ordentlichen Mann, der nie länger als eine halbe Stunde predigt...“

„Und von Schwartzau wissen Sie nichts?“

„Doch — im vorigen Jahr war er wieder in der Colonie und wohnte ein paar Wochen beim Herrn Director; er war lange krank gewesen und sah recht elend aus. Jetzt ging's ihm aber wieder besser, und kurz vorher, ehe ich wegging, hörte ich, daß er selber Director in San Sebastian oder Gott weiß, wie die neue Colonie heißt, geworden wäre.“

„Armer Günther!“ seufzte Felix — „so treibt er sich noch immer in der Fremde umher und kann keine Ruhe finden...“

„Und was macht der Baron?" fragte Helene, der eine andere Frage noch am Herzen lag, die sie aber nicht wagte.

„Je, nun," sagte Jeremias, „der Baron trägt immer noch dieselben Nankinghosen, die beim Waschen immer kürzer werden — armer Teufel — ne, lieber Freund, ich bin noch nicht fertig," unterbrach er sich rasch und hielt mit beiden Händen seinen Teller, den ihm der aufwartende Diener, weil er ihn einen Augenblick außer Acht gelassen, gerade fortnehmen wollte.

Felix lachte und winkte, ihn in Ruhe zu lassen, und Jeremias, der seinen Gänseschenkel wieder vornahm, fuhr fort:

„Dem armen Teufel geht's eigentlich erbärmlich. Arbeiten kann er und will er nichts, und mit dem Vornehmthun giebt's in den Colonien nichts aus — der Buttlich betrog ihn, wie gesagt, um eine hübsche Summe — wie er's aus ihm herausgekriegt, weiß ich auch nicht. Nachher ließ er sich in ein Geschäft mit Herrn von Pultele — Hurrjeh!" unterbrach sich Jeremias plötzlich, weil er glaubte, einen Mißgriff gemacht zu haben.

„Erzählen Sie nur weiter," lachte aber Felix — „also, Herr von Pulteleben ist auch noch in der Colonie..."

„Jetzt nicht mehr," sagte Jeremias, der puterroth geworden war und einen verzweifelten Blick nach Helenen hinüberwarf. Es war eine Seele von einem Menschen, aber — aber ein bischen — ein bischen unpraktisch, und da kam er auf die unglückliche Idee, mit dem Baron eine Perlenfischerei an der Küste anzulegen."

„Eine Perlenfischerei?"

„Ja, gewiß — und gefischt haben sie auch genug," meinte Jeremias, „aber nicht einmal so viel Perlen gefunden, um sich eine Tuchnadel davon machen zu lassen, und da bekam es der Herr Baron denn zuerst satt — die Mittel erlaubten es nicht — und Herr von Pulteleben ging nachher nach Rio Grande, aber ich habe nichts weiter von ihm gehört."

„Und die Gräfin Baulen," sagte Helene ruhig, „ist sie noch in Santa Clara?"

„Ihre Frau Mutter? Gewiß!" rief Jeremias, der natürlich keine Ahnung von den dortigen Vorgängen haben konnte — „immer noch die Alte — sehr achtungswerthe Dame," setzte er aber rasch und erschreckt hinzu — „ungeheure Betriebskraft, weiß immer etwas Neues, um zu speculiren — aber Graf Oskar ist fort..."

„Fort — wohin?" rief Helene rasch.

„Der liebe Gott weiß es," sagte Jeremias achselzuckend — „mein Himmel, junges Blut will austoben, und Brasilien ist groß — Frau Mutter hatte eine kleine Schwierigkeit mit dem Bäckermeister Spenker und zog aus, miethete nachher ein kleines Haus gerade dem Baron gegenüber, und da war der junge Herr Graf eines Morgens auf eine Entdeckungsreise ausgegangen, wie sie sagten, und konnte nachher selber nicht mehr entdeckt werden. Aber das Alles hat Ihnen gewiß Ihre Frau Mutter schon geschrieben — lieber Gott, in Brasilien geht das ja auch oft so, daß ein junger Mensch einen Platz satt bekommt und sich nach einem andern umsieht, der ihm besser gefällt!"

„Und was ist aus der Frau jenes Mörders, jenes Bux geworden?" fragte Felix, der das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen wünschte.

„Der geht's gut," bestätigte Jeremias; „das war eine brave, rechtschaffene Frau, und wie sie sich nur erst einmal von der schlechten Behandlung erholt hatte, schaffte sie tüchtig. Ihre Kinder brachten wir rasch bei Colonisten unter, und nachher habe ich sie selber in das Hotel genommen, wo sie sich vortrefflich betragen hat. Sie

ist jetzt noch dort und verdient sich hübsches Geld ..."

„Und jener Bux?"

„Nun, den haben sie nach Rio gebracht und dort wahrscheinlich gehangen oder in's Loch gesteckt. Ich habe nie etwas Weiteres von ihm gehört."

„Aber ein sonderbares Zusammentreffen ist es doch," lächelte Helene, „daß wir uns hier gerade in Haßburg wiedersehen sollten ..."

„Und noch dazu den ersten Tag, wo ich hier bin!" rief Jeremias.

„Apropos, Sie wollten mir ja erzählen, was Sie gerade nach Haßburg geführt," sagte Felix, „denn wie Sie selber sagen, stammen Sie gar nicht aus der Gegend ..."

„Hm," meinte Jeremias und warf einen Blick über die Schulter nach dem aufwartenden Diener und dann nach der Bonne hinüber, „das ist auch eine etwas längere Geschichte."

„Also dann beim Kaffee," nickte der junge Graf, dem es nicht entgangen war, daß der kleine Mann noch etwas Anderes auf dem Herzen hatte — „aber vorher noch ein Glas Wein, Jeremias, wie? Machen Sie keine Umstände, Mann, der Wein ist trinkbar."

„Famoser Stoff," bestätigte Jeremias, der indessen mit seinen Gedanken nicht ganz bei der Sache war, denn es ging ihm im Kopf herum, daß sich die junge Gräfin eigentlich gar nicht so lebhaft nach ihrer „Mutter" erkundigt hatte, wie er wohl erwartet haben mochte, und auch über das Verschwinden ihres Bruders nicht im mindesten aufgeregt erschien. Aber sie mußte es jedenfalls schon früher brieflich erfahren haben, und wußte vielleicht sogar, wo er stak. Daß er ihm selber noch eine nicht unbeträchtliche Summe schulde, erwähnte er nicht; er besaß, trotz seiner rauhen Hülle, zu viel Zartgefühl, und doch hatte es ihm Rottack entweder angemerkt oder es sich auch nur gedacht — und große Definitionsgabe gehörte allerdings nicht dazu.

Aber die Tafel wurde jetzt abgeräumt und dann der Kaffee gebracht. Die Bonne verließ mit den Kindern den Speisesaal, und das junge Paar war mit Jeremias allein.

„Und nun, mein alter Freund," sagte Felix, „schießen Sie einmal los — Sie haben noch etwas auf dem Herzen."

Jeremias war eigentlich nicht wenig froh, daß er dieses Diner glücklich überstanden hatte, denn er fühlte sich, so lange es dauerte, fortwährend

in einer gewissen Aufregung, aus Furcht, irgend einen Mißgriff zu begehen. Aber es schien doch ziemlich gut abgelaufen zu sein, denn das ausgenommen, daß er von den ihm präsentirten Speisen hartnäckig die Gabel abgenommen und neben sich gelegt hatte, so daß er sich zuletzt im Besitze von sieben oder acht solcher Instrumente fand und über den Vorrath selber erschrak, war nicht das geringste Ungehörige vorgefallen. Jetzt aber wurde er plötzlich, ohne die geringste scheinbare Ursache, feuerroth und sagte, viel verlegener, als er sich nur je gezeigt: „Hm, ja, Herr Graf, ich — ich wollte eigentlich — Schwerebrett, Sie lachen mich aber aus, wenn ich's Ihnen sage — die Frau Gräfin lacht jetzt schon."

„Gewiß nicht, Jeremias, wenn es etwas Ernstes ist," lächelte Helene, der die Unruhe des kleinen Mannes allerdings komisch vorkam.

„Ja, ernst wär' es schon," nickte ihr Gast leise mit dem Kopf vor sich hin, „aber — lachen werden Sie doch," setzte er resignirt hinzu, „denn eigentlich könnte ich selber darüber lachen, wenn — wenn..." — Er stak fest und nahm sein Taschentuch heraus, um sich damit die Stirn und den Kopf abzutrocknen, denn die Stirn ging ihm fast bis hinten in die Halsbinde hinunter.

„Also erzählen Sie, Jeremias," sagte Helene freundlich; „Sie wissen ja, daß wir es gut mit Ihnen meinen, und wenn Ihnen Felix bei irgend etwas behülflich sein kann, so bin ich fest überzeugt, daß es ihm die größte Freude machen wird."

„Ich auch, Frau Gräfin, ich auch," bestätigte Jeremias treuherzig und leerte dabei das Glas, das ihm der junge Graf noch einmal vollgeschenkt hatte, wie um sich Muth zu machen, auf Einen Zug. „Und Sie sollen's auch erfahren," setzte er dann hinzu — „Sie sollen's erfahren, denn ich weiß, Sie meinen es gut mit mir. Aber erst erlauben Sie mir, daß ich eine Tasse Kaffee trinke — der starke Wein ist mir in den Kopf gestiegen, und ich möchte kein dumm Zeug schwatzen — es ist so schon, wie's ist — so, danke Ihnen, und nun sollen Sie meine Lebensgeschichte hören, aber ganz kurz, ich bin im Augenblick damit fertig, denn es ist Alles ungeheuer geschwind gegangen und eigentlich gar nicht viel zu erzählen — wenn nur eben die Frau nicht wäre."

„Die Frau?"

Jeremias seufzte tief auf, trank seinen Kaffee, den ihm Helene selber eingeschenkt, und begann

dann: „Ich war ein leichtsinniger Strick in meiner Jugend, lief meinem Alten fort und ging zum Theater.“

„Zum Theater?“ lachte Felix erstaunt.

„Das heißt, ich wirkte im Chor,“ fuhr Jeremias fort, „und half mit beim Ballet, und damals war ich auch noch schlank und geschmeidig und hatte die Beine dazu. Ich verdiente auch, was ich brauchte, als einzelner Mensch nämlich, aber da kam — und jetzt werden Sie lachen, Frau Gräfin — da kam die Liebe und ich heirathete!“

„Sie sind verheirathet, Jeremias?“ riefen beide Gatten zugleich und erstaunt aus.

„Ja, wenn ich's nur selber wüßte,“ sagte Jeremias mit einem höchst komischen Ausdruck von Verzweiflung in den Zügen — „das ist ja eben das Unglück, daß ich nicht weiß, ob ich's bin oder ob ich's war, und deshalb bin ich ja wieder nach Deutschland zurückgekommen!“

„So wissen Sie nicht, ob Ihre Frau noch lebt?“

„Das ist die Geschichte, und auf den Kopf haben Sie's getroffen, Frau Gräfin — aber hören Sie. Meine Frau war brav und gut und ebenfalls beim Theater. Sie spielte kleine Rollen,

und wir Beide verdienten etwa so viel, wie wir brauchten. Da wurde sie krank und entlassen, die Familie vermehrte sich ebenfalls, und...." — Jeremias wurde hier augenscheinlich so verlegen, daß er eine ganze Weile kein Wort weiter vorbrachte. Er trank an seinem Kaffee, er zupfte an seinem Rock und rückte auf seinem Stuhl herum. Endlich aber, da er doch wohl merkte, daß es nicht so fortging, nahm er sich mit Gewalt zusammen und platzte heraus — „und ich wurde liederlich — Sie dürfen mir's glauben, Frau Gräfin, ein ganz liederlicher Strick — ich trank und spielte und setzte meiner Schlechtigkeit endlich, als sich meine brave Frau von mir scheiden ließ, die Krone auf — und lief davon. So, Gott sei Dank, jetzt ist das Schlimmste heraus und Sie wissen's nun einmal — das Andere ist Kleinigkeit," fuhr er, tief Athem holend, fort. „Ich trieb mich erst eine Weile in Deutschland herum, Jahre lang, bis ich das Brod nicht mehr hatte; dann schiffte ich nach Amerika über und versuchte es da, aber es ging auch nicht. Das alte Leben steckte mir noch in den Gliedern, und anstatt Geld für Frau und Kind nach Haus zu senden, verthat ich, was ich verdiente, bis zuletzt die Reue kam. Hurrjeh,

hab' ich mir damals Grobheiten gemacht und mich selber vorgekriegt — aber es half! Ich nahm mir vor, ein ordentlicher Kerl zu werden, und um aus all' der Gesellschaft herauszukommen, in der ich mich in Amerika herumgetrieben, ging ich zu Schiff nach Brasilien.

„Dort fing ich ein anderes Leben an. Ich war nie gewohnt gewesen, viel zu arbeiten — in Brasilien streifte ich die Aermel in die Höh' und ging scharf dran. Sie wissen's selber, Sie haben mich dort schaffen sehen, und nachher ging's. Die ganzen langen Jahre hatte ich aber nicht an zu Hause gedacht oder, wenn ich dran dachte, mit Gewalt nicht dran denken wollen. Was konnt's auch helfen, was wollte ich zu Hause anfangen, so lange ich nichts hatte! Wie ich aber anfing, zu Geld zu kommen, und wie es sich mehrte und mehrte und ich anfing, reich zu werden, da kam die Reue über das Vergangene noch viel stärker, wie nach meinem liederlichen Leben. Da kam das Heimweh, da ging mir der Gedanke im Kopf herum, daß meine arme Frau vielleicht doch nicht aus Kummer und Gram gestorben wäre und hier noch in Sorge und Noth lebe. Jetzt schrieb ich nach Deutschland, um ihre Adresse zu erfahren, aber umsonst;

kein Mensch konnte mir Nachricht geben, und auf die meisten Briefe bekam ich nicht einmal eine Antwort. Am liebsten hätte ich mich da auch gleich selber aufgepackt und wäre herübergefahren, aber die Zeiten waren zu günstig, ich verdiente zu rasch und wollte noch mehr, und bekam mehr. Da litt's mich denn endlich nicht länger in dem Brumsilien drüben, und mit dem Dampfer bin ich herübergekommen, um nur recht geschwind wieder da zu sein."

„Und haben Sie Ihre Frau gefunden?" rief Helene rasch, die mit inniger Theilnahme der kleinen, einfachen Erzählung gefolgt war.

„Das ist ja gerade der Teufel — bitte tausendmal um Entschuldigung!" sagte Jeremias, sich wieder den Schweiß abtrocknend. „Seit sechs Wochen rutsche ich jetzt im Lande herum und kann nichts Genaues erfahren. Zuerst war ich in Regensburg, wo wir damals wohnten — und glücklicher Weise kannte mich dort Niemand mehr — und da hieß es, daß sie schon vor langen Jahren nach Erlangen gezogen und wieder zum Theater gegangen wäre. Ich nach Erlangen. Dort erfuhr ich gar nichts, als daß sich die Theater-Gesellschaft von jener Zeit nach Preußen, und zwar an den Rhein, gewandt habe. Ich an

den Rhein. In Mainz traf ich zufällig einen Menschen, der mir erzählte, dort wohne noch ein alter Schauspieler und gäbe jetzt Clavierstunden — zu dem ging ich — ich kannte ihn wohl, aber er mich nicht mehr, von wegen der Glatze, und der sagte mir jetzt, daß meine Frau wieder ihren Mädchennamen angenommen hätte und nach Frankfurt gegangen wäre. Ich nach Frankfurt, und keine Spur mehr gefunden, Wochen lang, bis ich vorgestern in Köln wieder einen alten Schauspieler traf, der behauptet, er habe den Namen in einer Theaterzeitung gelesen. Jetzt machten wir uns über die alten Zeitungen her — da ich ein paar Flaschen Wein kommen ließ, arbeitete der Alte mit wie ein Pferd —, und nach sechs oder acht Stunden Suchens faßten wir den Artikel, der mich wieder Hals über Kopf hierher nach Haßburg jagte."

„Und sie ist hier?" rief Felix.

„Ja, das weiß ich noch nicht," seufzte Jeremias, „denn wie Sie mich trafen, war ich ja auch erst eben angekommen und wollte mich gerade umsehen, ob ich nicht vielleicht Einem vom Theater unterwegs begegnete, denn die kennt man gleich, und wenn sie noch so einfach angezogen gehen. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber einen Theater-

menschen will ich unter Tausenden heraus=finden."

„Aber Sie wissen also den Namen?" sagte Felix — „dann muß es ja doch die größte Kleinigkeit sein, sie hier aufzufinden."

„Allerdings," erwiederte Jeremias kleinlaut — „ihr Theatername war damals Bassini, und ein Fräulein Bassini soll auch hier an der Bühne engagirt sein, der Theaterzeitung wenigstens nach, aber...."

„Aber?"

„Aber," stöhnte Jeremias, „jetzt, da ich meinem Ziel so nahe bin, habe ich eine Heidenangst bekommen, allein zu ihr zu gehen — alle meine Sünden fallen mir bei, und — und ich wollte wahrhaftig manchmal, ich — wäre wieder in Brasilien!"

„Und sind Sie nicht hergekommen, um gut zu machen, was Sie früher verschuldet haben?" sagte Helene herzlich.

„Ja, das wohl — aber...."

„Ich gehe mit Ihnen, Jeremias," rief Graf Felix lachend, „ich helfe Ihnen Ihre Frau suchen!"

„Ah, Herr Graf," sagte der kleine Mann verlegen, „wenn Sie — wenn Sie das thun

wollten, da wäre mir ein wahrer Berg vom Herzen herunter!"

„Ich gehe mit Ihnen," bestätigte Graf Rottack aber noch einmal, denn theils nahm er wirklich Interesse an dem kleinen verzweifelten Mann, da ihm dieser wieder alle die alten transatlantischen Erinnerungen, als ein Stück selber von daher, so lebendig in der Seele wachgerufen, und dann machte es ihm auch Spaß, von der Entwickelung dieses kleinen Dramas Zeuge zu sein.

„Und wann wollen Sie gehen?" fragte Helene.

„Ja, heute ist es zu spät," rief Rottack, „aber den heutigen Abend verwenden Sie dazu, die Wohnung Ihrer geschiedenen Frau aufzufinden, und dann holen Sie mich morgen Mittag um zwei Uhr ab! Ist Ihnen das recht? Ich kann nicht früher."

„So wollen wir's machen," rief Jeremias, ihm treuherzig die breite Hand entgegenstreckend — „jetzt hab' ich auch wieder Courage, und morgen wissen wir dann gleich, woran wir sind!"

„Wollen Sie schon fort?"

„Wenn Sie mir erlauben, Frau Gräfin, ja, denn der Boden fängt mir an, unter den Füßen zu brennen, bis ich Alles heraus habe. Aber

morgen Mittag punkt zwei Uhr bin ich wieder hier."

„Rauchen Sie, Jeremias?" fragte Felix.

„Wo werd' ich nicht!" meinte der kleine Mann, indem er eine der ihm gebotenen Havannah's mit einem Kratzfuß annahm — „wissen Sie denn wohl noch, wie wir einmal in der...." — Er wurde auf einmal feuerroth im Gesicht, denn er fühlte, daß er wieder eine Dummheit begangen — „reden wir nicht mehr davon," brach er auch kurz ab, indem er sich die Cigarre an dem Licht, das ihm einer der eben eintretenden Diener brachte, anzündete und diesem dann sehr freundlich dafür dankte — „und nun leben Sie wohl und nehmen Sie's nicht übel, daß ich Sie so lange gelangweilt habe!"

„Und haben Sie guten Muth, Jeremias — Felix wird Alles in Ordnung bringen," lächelte Helene freundlich.

Jeremias nickte ihr dankend zu, drehte sich dann um und stieg wieder in das wilde Leben und Treiben hinaus, das noch immer in der Straße draußen auf und ab wogte.

7.
Die erste Begegnung.

Eben hatte es in der zu dem Schloß des Grafen Monford gehörenden Capelle zwölf Uhr geschlagen, als die Gräfin mit ihrem Gemahl, den Kiesweg am Flusse herabkommend, von einem Spaziergange zurückkehrte. Sie gingen dem Schlosse zu.

Der Park lag still und einsam wie immer; weit unten am Drahtzaun ästen sich ein paar Stück Dammwild, und mitten auf der Wiese kroch eine gebückte Menschengestalt, der ein kleiner Hund folgte, herum; sonst ließ sich nichts Lebendes erkennen.

Es war das der Maulwurfsfänger, der nach seinen Fallen gesehen hatte und die ertappten Uebelthäter in ihren schwarzen Pelzen, weniger

als Warnungszeichen für die Uebrigen, sondern mehr als Beweis seiner Thätigkeit und seines Erfolges, an schwanken Ruthen mitten auf dem Rasen aufhing.

Jetzt schien er mit seiner Arbeit vor der Hand zu Ende; möglich auch, daß er sich nur ausruhen und dabei sein Mittagbrod verzehren wollte. Er schritt zu der nächsten Linde, die dicht an dem Kiesweg stand und wo er zugleich Schutz gegen die heute ziemlich warm brennende Sonne fand. Dort legte er seinen Ranzen ab und neben sich, nahm ein Stück Brod und Wurst heraus, wie eine kleine Flasche mit Branntwein, zog seinen Genickfänger vor und begann, während der Spitz vor ihm saß und ihn mit etwas seitwärts gebogenem Kopf aufmerksam betrachtete und jedem Bissen, den er zu Munde führte, mit den Augen folgte, seine Mahlzeit.

Die beiden Spaziergänger, welche auf demselben Weg herankamen, an dem er saß, mußte er jedenfalls bemerkt haben; der Spitz markirte sie auch ein paarmal, indem er dort hinübersah. Der Alte nahm aber nicht die geringste Notiz von ihnen; wußte er sich ja doch auch hier in seinem vollen Recht und in seinem Beruf, und

der Platz unter der Linde, so lange er dort saß und Rast hielt, gehörte sein.

„Nicht wahr, um zwölf Uhr hatten sich Rottacks ansagen lassen?“ fragte die Gräfin, nachdem sie eine Weile schweigend neben ihrem Gemahl hergeschritten war.

„Ja, mein Kind,“ sagte der alte Herr, „eben schlug es Zwölf; aber unsere Uhr geht einige Minuten vor. Wir werden gerade zur rechten Zeit wieder oben sein.“

„Ich möchte nur wissen,“ fuhr die Gräfin nach einer kurzen Pause fort, „was die junge Frau für eine Geborene ist. Sonderbare Sitte das, auf seine Karte nichts zu setzen, als ganz einfach: Graf Rottack und Frau, gerade als ob er ein Schuhmacher oder Schneider wäre.“

„Mein liebes Herz,“ lächelte der Graf, mit den Achseln zuckend, „er wird mit der Abstammung seiner Gemahlin wahrscheinlich keinen Staat machen können und ist klug genug, sie ganz wegzulassen.“

„Diese Aufmerksamkeit gegen uns ist doch auch wirklich ganz außerordentlich; wie ich vorhin gehört habe, sind die Herrschaften erst gestern hier eingetroffen.“

„Wir werden etwas vorsichtig mit diesem

Umgang sein müssen," bemerkte der Graf, „bis man wegnigstens Genaueres über die Familienverhältnisse erfährt. Der junge Rottack hat mir übrigens so weit ganz gut gefallen; nur ein wenig sehr ungenirt ist er, wie alle die Herren, welche sich eine Zeit lang in fremden Welttheilen und unter Republikanern herumgetrieben haben."

„Ist seine Frau eine Deutsche?"

„Ja, mein Herz, da fragst Du mich zu viel; ihrem Ansehen nach - jedenfalls, denn wenn ich nicht irre, hat sie blonde Haare. Aber wir werden ja sehen. Behagt uns der Umgang nicht oder stellt sich etwas dagegen heraus, so giebt es Mittel und Wege genug, ihn in der freundlichsten Weise wieder abzubrechen oder wenigstens zu erschweren, und sind unsere Befürchtungen unbegründet, so haben wir vielleicht einen sehr angenehmen Zuwachs unserer, doch eben nicht sehr zahlreichen Gesellschaft erhalten."

Sie hatten in diesem Augenblick die Stelle erreicht, an welcher der Maulwurfsfänger sein frugales Mittagsbrod verzehrte.

„Guten Tag, Herr Graf! Guten Tag, Frau Gräfin!" sagte der Bursche, ohne sich übrigens in seiner Beschäftigung stören zu lassen oder die-

ses Mal auch nur eine weitere Ehrfurchtsbezeigung für nöthig zu halten, als ein etwas Höherschieben der alten Mütze mit dem Rücken der Hand, in der er das Messer hielt.

„Guten Tag, mein Mann!" sagte der alte Herr, während die Gräfin ihn durch die Lorgnette betrachtete, und war schon halb vorüber, als er noch einmal stehen blieb und, den Kopf zurückwendend, fortfuhr: „Hör' einmal, Freund, der Förster beklagt sich fortwährend über Dich und liegt mir stets in den Ohren, ich solle Dir das Betreten meiner Grundstücke verbieten."

„Nachher soll ich die Maulwürfe wohl von der Grenze aus mit Sympathie vertreiben?" lachte der Bursche still vor sich hin und schob wieder ein Stück Brod und Wurst in den Mund.

„Von den Maulwürfen ist hier keine Rede," erwiederte der alte Herr, weniger vielleicht durch die Antwort, als durch das heute so unehrerbietige Benehmen des alten Burschen gereizt; „wie mir der Förster sagt, fängst Du aber auch noch andere Dinge, als Maulwürfe, und meine Leute haben jetzt strengen Befehl, Dir auf den Dienst zu passen. Erwischen sie Dich dabei, oder

beträgst Du Dich auch nur noch ein einziges Mal selbst verdächtig, so nimm Dich in Acht!"

„Werde so frei sein," brummte der Mann vor sich hin.

„Auch verbiete ich Dir von jetzt an, Dich nach Sonnenuntergang hier herumzutreiben; Du kannst Deine Maulwürfe bei Tage fangen, und nun Gott befohlen!" setzte er rasch hinzu, als ob er fürchte, noch eine Antwort zu erhalten. Er hatte sich mit dem Menschen schon zu lange aufgehalten.

Damit wanderte er mit der Gräfin wieder langsam den Kiesweg entlang, der dem Schlosse zuführte, und der Maulwurfsfänger, den Kopf ihnen nachgedreht, sah noch eine ganze Weile hinter ihnen drein. Endlich wandte er sich gegen seinen Hund und sagte: „Hast Du's gehört, Spitz, was der gnädige Herr Graf befohlen?"

Der Spitz trippelte ein paarmal mit den Vorderfüßen, hob dann die Nase in die Höhe und nieste kurz.

„So? Na, das ist mir lieb," erwiederte sein Herr, „nun thu' mir auch den Gefallen und richte Dich danach. Weißt Du, was es setzt, wenn sie Dich wieder einmal nach Sonnenuntergang hier erwischen, he, weißt Du's?"

Der Spitz trippelte stärker und nieste noch einmal.

„Na, dann brauchen wir über die Sache kein Wort mehr zu verlieren," nickte der Alte und lachte still vergnügt vor sich hin, fuhr aber dabei in seinem Selbstgespräch, ohne sein Kauen jedoch zu unterbrechen, fort: „Merkwürdig doch, wie die Kinder oft mit einem geladenen Schießgewehr spielen, und wie leicht kann's losgehen und bläst ihnen dann die ganze Ladung mitten in's Gesicht hinein! Und die Frau Gräfin, wie sie den Staub hinter sich vom Kieswege auffegt; eigentlich sollte der Gärtner seinen Arbeitsweibern auch so ein Ding, so eine Crinoline und Schleppe hinten dran kaufen, dann könnte er das Rechen sparen das ganze Jahr, und schickte die nur jeden Morgen spazieren durch den Park. Frauenvolk, Frauenvolk," rief er kopfschüttelnd, indem er seinem Spitz ein Stück Wurst zuwarf, das dieser geschickt fing und schwanzwedelnd verzehrte, „'s ist nicht zu glauben; und wie sie mich mit der Lorgnette betrachtete, — muß doch ein verdammt schwaches Gedächniß haben, denn nahe genug hat sie mich doch schon gesehen — und nicht einmal mit der Brille; 's ist merkwürdig, und der Hochmuthsteufel scheint ihr alle anderen Dinge rein

aus dem Kopf gejagt zu haben, denn mir steht sie noch vor Augen, als ob es erst gestern gewesen wäre."

Der Spitz knurrte und drehte den Kopf nach rechts.

„Halloh," fuhr der Maulwurfsfänger fort, indem er rasch dorthin sah, „wer kommt da? Besuch? Na, nicht zu uns Beiden, Spitz; so vornehm treiben wir's nicht mehr."

Es waren ein Herr und eine Dame, hinter denen etwa fünfzig Schritte weiter zurück ein Diener in Livrée folgte.

„Ich dachte es, Helene," sagte Graf Rottack, als er mit ihr auf dem Weg herankam, „daß wir ein wenig zu früh eingetroffen wären, aber die Herrschaften sind jetzt nach dem Hause zurückgekehrt, um uns zu erwarten, und siehst Du, da drüben liegt es schon. Nur jetzt Herz gefaßt," setzte er leise hinzu, „nur jetzt keine Schwäche gezeigt, denn es ist das erste und deshalb auch für Dich das peinlichste Begegnen; aber da zeige auch, daß Du die Seelenstärke besitzest, die Du mir ja schon so oft bewiesen."

„Hab' keine Furcht, Felix," erwiederte Helene, „ich werde Dein Vertrauen rechtfertigen. Ich bin stark, und wenn ich auch das Gefühl nicht

abschütteln kann, daß mir im Inneren genau so ist, als ob es mir die Brust zusammenschnüren wolle, äußerlich soll man mir nichts anmerken, ich stehe Dir dafür. Nur vor der allerersten Begrüßung scheu' ich mich; aber auch das geht ja rasch vorüber, und ich fürchte fast, die Frau Gräfin wird mir das sehr erleichtern."

Sie waren während dieses Gesprächs dicht an den Maulwurfsfänger hinangekommen, der aber keinen Blick mehr auf sie warf und ruhig sein Mahl beendete. Erst als sie dicht vor ihm standen und Felix ihn anredete, sah er auf und sein Blick haftete fest und wie erstaunt auf dem lieben Antlitz der jungen Frau.

„Lieber Freund," redete ihn indessen Felix an, „können Sie mir nicht sagen, ob diese Fußspuren, die von einem Herrn und einer Dame herrühren und ganz frisch sind, dem Grafen und der Gräfin Monford gehören? Es wurde uns gesagt, sie gingen im Park spazieren."

„Dort hinten können sie noch in den Büschen das lichte Kleid der Frau Gräfin erkennen," sagte der Mann, der aber in diesem Augenblick ganz sein früheres mürrisches Wesen abgelegt zu haben schien. Wie seiner selber unbewußt, zog er dabei die Mütze vom Kopf und starrte den

ihren Weg mit einem freundlichen „Danke!" Verfolgenden nach, als ob er eine Erscheinung gesehen hätte.

„Wunderbar," murmelte er dabei leise vor sich hin, „hol' mich der Teufel, wunderbar; und gerade in diesem Augenblick, genau so, als ob es ein Geist gewesen wäre — und gerade an der Stelle!"

Der dem jungen Paar folgende Diener kam gerade vorbei und nickte dem unter dem Baum Sitzenden grüßend zu. Er war schon vorüber, ehe ihn der Alte anrief.

„Ach, lieber Herr, können Sie mir nicht sagen, wer die junge, schöne Dame da vorn war?"

„Meine Herrschaft, die Frau Gräfin Helene, mit dem Herrn Grafen Rottack," sagte der Mann und ging weiter; und der Alte blieb kopfschüttelnd in seiner Stellung und schnitt sogar ganz in Gedanken dem Hund die Ueberreste seines Mahles entzwei, das ihm dieser, ohne daß er es bemerkte, aus den Fingern herausnahm. —

Rechts vom Schlosse und kaum hundert Schritt davon entfernt hob sich ein kleiner Hügel, auf dem in früheren Jahrhunderten ein alter, wie die Sage ging, noch von den Römern ge-

bauter-Wartthurm ſtand. Der Platz war jetzt mit zur Anlage gezogen, der alte Thurm aber mit ſeinen unverwüſtlichen Quadern im Eingange mit nicht geringer Schwierigkeit erweitert und zu einer Ausſicht über das darunter hinlaufende Thal benutzt worden.

Es gab auch kaum einen Punkt in der ganzen Nachbarſchaft, von dem man einen freundlicheren Blick über das drunten ausgebreitete Haßburg mit ſeinen Gärten und Anlagen und die dahinter weitgedehnten und meiſt bepflanzten und bebauten Hänge gehabt hätte.

Um den alten, viereckigen Thurm herum lief eine kleine, niedere und mit Epheu dicht bewachſene Ringmauer, und ſelbſt von hier aus waren Einſchnitte durch die auf dem Bergabhang ſtehenden Bäume gemacht und die Zweige derſelben künſtlich ſo verſchnitten worden, daß man wie durch einzelne Medaillons einen Blick hinaus in's Freie gewann. Immer aber blieb die Ringmauer zu hoch von Bäumen umgeben, um von hier unten aus eine freie Ausſicht zu gewähren, und der Platz, ſo reizend er an ſich ſein mochte, wurde deshalb auch nur wenig benutzt. Höchſtens dinirte die Herrſchaft manchmal, beſonders an recht heißen Sommertagen, hier, und hatte man

Gäste, so wurde vielleicht der Kaffee dort eingenommen. Sonst kam nur der Gärtner hin, der ihn in Ordnung hielt und manchmal vielleicht die Aloepflanzen begoß, welche in den großen, aus Stein gehauenen, vasenartigen Töpfen auf der Ringmauer standen.

Aber Paula besuchte den Platz zuweilen ebenfalls, und auch heute wieder allein. Seit gestern wenigstens hatte sie mehr Freiheit bekommen. Der Vater mußte mit der alten, häßlichen Französin gesprochen und ihr etwas Unangenehmes gesagt haben; denn sie stichelte ein paarmal darauf und vernachlässigte seit der Zeit besonders ihren Zögling auffallend; Paula athmete zum ersten Male frei auf.

Sie kam allein den schmalen Weg herauf; aber für einen Spaziergang ging sie fast zu rasch, und oben an dem Thurm blieb sie plötzlich stehen und sah und horchte den Pfad zurück, ob ihr auch Niemand folge. Aber der alte Thurm lag so einsam wie je, und um dessen Mauern herumgleitend, trat sie zur dritten Aloevase an der Mauer, bog sich hinüber, fühlte vorsichtig mit der Hand und zog gleich darauf ein kleines, rosafarbenes, zusammengefaltetes Papier heraus, das sie zuerst an ihre Lippen drückte und dann,

wieder mit einem scheuen Blick über die Schulter, öffnete.

Es enthielt weder Adresse noch Unterschrift, und nur die wenigen Zeilen:

„Mein Herz! Ich muß Dich heute Abend zwischen neun und zehn Uhr, und wenn es selbst noch später sein sollte, sprechen. Eine furchtbare Kunde ist zu meinem Ohr gelangt, die mich zum Denken unfähig macht. Ich muß Leben oder Tod von Deinen Lippen empfangen. Wann Du auch kommst, von neun Uhr an harr' ich Dein.

Ewig der Deine."

„Also er weiß es," sagte Paula, wie sie nur mit flüchtigen Blicken die Zeilen verschlungen hatte; „o, mein Gott, was soll ich thun — armer, armer Rudolph — arme, arme Paula!"

Das Papier noch in der Hand, lehnte sie an der Ringmauer, stützte den Kopf in die Rechte und schaute mit thränengefüllten Augen in das Grün der Bäume hinein.

„Und da steckt meine kleine Schwärmerin," rief plötzlich dicht hinter ihr eine laute, lachende Stimme, daß sie mit einem nur halb unterdrückten Schrei emporzuckte und zugleich das verrätherische Papier in der Hand zusammenknitterte. „Hollah, und erschrickt sogar?" fuhr dieselbe

Stimme fort, und sie erkannte ihren Bruder George, der mit Sporen und Reitpeitsche, wie er eben vom Pferd gestiegen, hier heraufgesprungen war. „Was hast Du, Mädel — und Thränen in den Augen? Das ist kein Gesicht für ein Bräutchen!"

Paula, nur im ersten Moment überrascht, hatte ihre Geistesgegenwart schnell wiedergewonnen; von dem leichtherzigen und nichts weniger als mißtrauischen Bruder brauchte sie auch keine Entdeckung zu fürchten. Ja, wenn es ihr Drachen, Mademoiselle Beautemps, gewesen wäre!

„Ach, George," sagte sie traurig, indem sie den jetzt fest zusammengeknillten Brief in ihre Tasche brachte, „mir ist auch nicht wie einer Braut zu Muthe, am wenigsten mit dem mir bestimmten Bräutigam. Ich will ja noch nicht heirathen."

„Das sollst Du ja aber auch gar nicht, närrisches Kind," lachte George. „Du hast ja beinahe noch ein volles Jahr Zeit, um Dir diesen „wichtigsten aller Schritte," wie der Papa sagt, gehörig zu überlegen."

„Aber was kann ich noch überlegen, wenn ich verlobt bin? O Gott, ich wollte, ich wäre ein armes, schlichtes Bauernmädchen, daß sich

Papa und Mama nicht so viel um meine Heirath bekümmerten."

George lachte laut auf. „Und glaubst Du, da wäre es anders?" rief der Bruder. „Da kennst Du unsere Bauern schlecht. Ist es ein „Vierspänniger", so dürftest Du nur auch wieder den Sohn eines „Vierspännigen" heirathen, und wäre es gar ein „Sechsspänniger", arme Paula, da hättest Du eine noch schlimmere Etiquette durchzumachen. Alle Welt hält den Grundsatz oben: Gleich und Gleich gesellt sich gern."

„Den Ihr nach Eurer Art verdreht, Du und der Vater," rief Paula heftig; „ja, Gleich und Gleich gesellt sich gern, aber nicht das Gleich, das Ihr darunter versteht, Gold und Silber und der alberne Rang von Grafen und Baronen, sondern gleiche Herzen, gleiche Gesinnungen, gleiche Seelen, die Euch aber nicht gleich gelten; Herz, Seele, ja, das ist Nebensache, das findet sich außerdem, das sieht man ja auch nicht, das steckt inwendig und kommt deshalb auch nicht in Betracht; aber das Geld, der Rang, ja, freilich, das sind Sachen, die in die Augen stechen, wenigstens der Menge, und auf die muß geachtet, die muß berücksichtigt werden!"

„Jetzt sieh' Einer den kleinen Philosophen

an," lachte George, „wer hätte das hinter dem Mädel gesucht!"

„Ach, laß mich zufrieden, Du spotteſt nur immer über mich!"

„Nein, Schatz," rief George raſch, „das thu' ich nicht; aber ſage mir im Ernſt, ob Du etwas gegen Hubert einzuwenden haſt. Iſt er nicht ein braver, tüchtiger Cavalier, und hat er Dich nicht von ganzem Herzen lieb?"

„Nicht halb ſo lieb, wie ſeine Pferde und Hunde," erwiderte Paula bitter.

„Aber, Herzensmädchen, wie ungerecht Du jetzt biſt," rief George; „Hubert iſt ein ſeelensguter Menſch, ein bischen jähzornig, ja, und daß er ein leidenſchaftlicher Jäger und Reiter iſt, wirſt Du ihm doch wahrlich nicht zum Vorwurf machen wollen, wo Dein Vater und Bruder dieſelben Leidenſchaften theilen."

„Aber deshalb ſoll ich ihn doch nicht etwa lieben? Er mag ja reiten und ſchießen, ſo viel er will, ich wahrlich werde ihn nicht daran verhindern. Aber weshalb muß er mich ausſuchen, mich unglücklich machen wollen vor allen Anderen?"

„Unglücklich, Paula?"

„Ja, unglücklich," ſagte das arme Mädchen,

indem ihm die hellen Thränen in die Augen traten; „ich will nichts von ihm wissen, ich will nicht heirathen, am wenigsten Deinen Hubert, sag' ihm das!"

„Du bist ein Kind, Herz," lachte George über den fast kindischen Trotz der Schwester, „und kennst Hubert eigentlich noch nicht einmal genau. Lerne ihn erst kennen, Schatz, und wenn Du dann wirklich eine nicht zu besiegende Abneigung gegen ihn hast, dann will ich selber dem Vater zuzureden suchen, daß er Dich frei giebt."

„Und weshalb da jetzt die Verlobung?"

„Das ist eine Idee von Mama," sagte George achselzuckend, „und der etwas ausreden, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat, wird außerordentlich schwer fallen; aber ich bin fest überzeugt, daß Du glücklich mit ihm werden wirst."

„Du bist überzeugt davon?"

„Ja, Schatz; sieh nur Papa und Mama an. Der alte Gärtner Jonas, der jetzt schon vierzig Jahre in Papa's Diensten ist, hat mir die Geschichte selber einmal erzählt; die Mama hat den Papa auch damals nicht geliebt, wie sie ihn heirathen sollte. Sie hat fortlaufen wollen und Gott weiß, was — und wie glücklich und zufrieden leben sie jetzt mit einander!"

„Die Mama hat den Papa auch nicht heirathen wollen?

„Gott bewahre, mit Händen und Füßen soll sie sich gesträubt haben — wahrscheinlich auch mit solchen phantastischen Ideen —, aber Großvater war ein strenger Herr und ließ sich auf keine Unterhandlungen ein, und der Erfolg bewies zuletzt, daß er doch recht gehabt."

„Und weißt Du, was ihr armes Herz dabei gelitten haben mag?" sagte Paula mit tiefem Gefühl. „Könnt Ihr Männer in einer Frauenseele lesen?"

„Und ist der Vater nicht etwa brav und gut? Hat er sie nicht auf Händen getragen sein Leben lang?"

Paula sah seufzend vor sich nieder und sagte leise: „Ach, Du verstehst mich nicht, George!"

„Du verstehst Dich selber nicht, Herz," rief George freundlich; „irgend ein Phantasiebild, das Du Dir heraufbeschworen, soll Dir jetzt in die Seele passen, und da es nicht paßt, fühlst Du Dich unglücklich. Komm, mach' wieder ein freundliches Gesicht; wer von uns Allen ist denn gewohnt, Dich traurig zu sehen, und wenn Du es bist, machst Du das ganze Haus unbehaglich

— Alle Wetter," unterbrach er sich selber rasch, „da kommt Besuch, das werden Rottacks sein! Vaters Kammerdiener sagte mir schon, daß sie erwartet würden; komm' lieber gleich mit hinunter, Du wirst doch sonst geholt."

„Geh' voran, George," bat Paula, „mir sind die Augen noch röth; ich komme gleich."

„Aber mach' nicht zu lange; ich bin selber neugierig, unsere neuen Nachbarn kennen zu lernen. Bei Boltens wurde schon von ihnen gesprochen. Die Frau Gräfin soll eine ganz brillante Schönheit sein."

„Geh' nur voran, George, ich komme gleich nach," sagte Paula und stand noch ein paar Secunden, als sie der Bruder schon verlassen hatte, und sah hinter ihm drein. Dann nahm sie den erhaltenen Brief aus der Tasche, riß ihn in unzählige kleine Stücke und streute die vom Luftzug fortgetragenen Fragmente über die Ringmauer in den Wald hinab. —

Während indessen Graf und Gräfin Monford ihre Wohnung betraten, meldete ihnen schon einer der Diener, daß Graf Rottack und Gemahlin nach ihnen gefragt, dann in den Park gegangen seien, um sie selber aufzusuchen, und nun dicht hinter ihnen herkämen. Das junge Paar war in der

That kaum hundert Schritte hinter ihnen, und die beiden Herrschaften hatten nur eben Zeit gehabt, sich in das Empfangszimmer zurückzuziehen, als ihnen der Besuch auch schon gemeldet wurde.

Rottack betrat, Helene am Arm, den unteren Saal, der, mit geöffneten Flügelthüren und einer kleinen, wohlgepflegten Terrasse davor, einen freundlichen, sonnigen Blick auf das weite Land bot. Graf Monford — während die Gräfin vom Sopha, auf das sie sich in der Geschwindigkeit niedergelassen, aufstand — ging ihnen entgegen, reichte Rottack die Hand und sagte herzlich: „Herr Graf, es ist unendlich liebenswürdig von Ihnen, uns Ihre liebe Frau zugeführt zu haben. Frau Gräfin, ich schätze mich glücklich, Sie in Haßburg, und noch dazu als Nachbarin begrüßen zu können — meine Frau!

Gräfin Monford, welche die junge Frau beim Eintritte scharf fixirt hatte, verneigte sich kalt und vornehm, und Helene, die sie fast mit Ehrfurcht begrüßte, fühlte, wie ihre Kniee zitterten, und mußte alle ihre Energie zusammen nehmen, um diese erste, o, so verzeihliche Schwäche zu besiegen. Aber sie war von Jugend auf daran gewöhnt worden, sich zu beherrschen; sie wußte, wie nothwendig das besonders hier jetzt sei, und

wenn sie auch fühlte, daß das Blut wieder ihre Wangen für einen Moment verließ, nahm sie sich doch tapfer zusammen und erwiederte sogar ein paar Worte auf die Anrede des alten Herrn, freilich unbewußt, ohne sich dessen klar zu sein, was sie eigentlich sagte.

Für einen solchen Fall sind unsere gesellschaftlichen Formen aber ganz vortrefflich, denn nur mit dem passenden Ausdruck in den Zügen, darf man wirklich unzusammenhängende Formeln schwatzen, um die nämliche Wirkung zu erzielen, wie bei der vernünftigsten und durchdachtesten Rede. Was für Unsinn wird manchmal bei solchen Begrüßungen mit der ernsthaftesten Miene gesprochen, mit der ernsthaftesten Miene angehört und erwiedert! Es sind nur eben Worte, die man verlangt, auf den Sinn dabei kommt es wahrlich nicht an.

„Sie sind erst ganz kürzlich hier in Haßburg eingetroffen?" wandte sich die Gräfin Monford an ihren jungen Besuch, denn über etwas *mußte* gesprochen werden.

„Gestern, Frau Gräfin," erwiederte Helene und fühlte sich noch nicht stark genug, das Auge zu der Frau zu erheben, während Felix, indem

er mit dem Grafen sprach, die Züge der Dame scharf und forschend musterte.

„Und Sie beabsichtigen, sich hier bleibend niederzulassen?"

„Ich hoffe so, — die Gegend — ist so unendlich ansprechend."

„Da haben Sie recht, meine Gnädigste," lächelte der alte Herr; „es sollte Ihnen schwer werden, in Deutschland einen schöneren Punkt zu finden, wenn es auch vielleicht noch viele eben so schöne in unserem Vaterlande geben mag — aber wollen die Herrschaften nicht Platz nehmen?"

Die Damen setzten sich auf das Sopha, die Herren nahmen Stühle, und das Gespräch wurde jetzt, da es an Stoff nicht fehlte, allgemein. Auch Helene, da Felix und Graf Monford Theil daran nahmen und das Auge der Gräfin nicht mehr allein auf ihr haftete, fühlte sich mehr erleichtert und unbefangener.

„Aber Sie sind doch jedenfalls eine Deutsche, Frau Gräfin," sagte Graf Monford, als Helene eben von ihren Kindern erzählt und wie sie sich gestern an dem Jahrmarkt gefreut; „Sie sprechen wenigstens vortrefflich Deutsch, und man hört Ihnen nicht einmal einen Dialekt an."

„Allerdings," erwiederte Helene, tief erröthend,

„ich bin in Deutschland geboren, wenn auch größtentheils in einem transatlantischen Land erzogen."

„Sie haben übrigens recht gethan, von da drüben wegzuziehen," sagte der alte Herr; „mein Gott, muß das jetzt in dem Amerika eine Wirthschaft sein! Der Krieg nimmt gar kein Ende und dauert doch schon über Jahr und Tag.

„Wir kommen nicht aus den nordamerikanischen Freistaaten," erwiederte Felix, „und haben, wo wir wohnten, wenig von dem Bürgerkrieg selbst gehört. Unser Aufenthalt" — und sein Blick ruhte dabei wie völlig absichtslos auf der Gräfin — „lag in Brasilien."

„In Brasilien?" sagte diese fast unwillkürlich.

„Ei, das laß ich mir eher gefallen," rief aber auch Graf Monford; „dort sollen doch wenigstens geregeltere Zustände sein, wenn man sich eben mit der vielleicht nicht immer angenehmen Hitze befreunden kann. Ich habe selbst einen etwas weitläufigen Verwandten in Rio. Wo haben Sie gelebt?"

„In einer der südlicher gelegenen Colonien," sagte Felix, einer directeren Antwort noch vor der Hand ausweichend.

„In der That," sagte der alte Herr, „dann freilich müssen wir Ihrer lieben Frau Gemahlin um so dankbarer sein, wenn sie von unserer Gegend befriedigt ist, denn mit den Tropen können wir uns allerdings nicht messen. Aber schön ist es trotzdem hier bei uns; bitte, Frau Gräfin, treten Sie einmal hier auf die Terrasse und sehen Sie, wie allerliebst das alte Haßburg da unten liegt; dort rechts hinüber glaub' ich auch sogar, daß man das Dach Ihres eigenen Hauses von hier erkennen kann, auch ein Stück vom Hause selbst. Ah, da kommt auch George — mein Sohn — Gräfin Rottack."

Helene war mit dem alten Herrn vor das Haus auf die offene Terrasse getreten, um sich die Aussicht zeigen zu lassen; ergriff sie doch selber mit Freuden die Gelegenheit, gerade jetzt, wo Brasilien zuerst genannt worden, hinaus an die freie Luft zu treten, um sich durch keine Bewegung, durch kein Erröthen zu verrathen.

Auch die Gräfin Monford war aufgestanden und mit ihr Felix, um den Beiden zu folgen; aber sie zögerte noch. Es lag ihr eine Frage auf der Zunge, die sie sich scheute auszusprechen, und doch mußte sie gethan werden. Graf Rottack bemerkte dabei, daß etwas sie beunruhige, aber

er hütete sich wohl, ihr entgegen zu kommen. Die Gräfin durfte jedoch diesen einen Moment, wo sie sich mit dem Fremden gewissermaßen allein im Zimmer befand, nicht unbenutzt vorübergehen lassen, und sich, schon im Begriff, auf die Terrasse zu gehen, noch einmal zu dem jungen Mann wendend, sagte sie mit so gleichgültigem Ton, als möglich:

„Wie hieß die Colonie, wo Sie gewohnt haben, Herr Graf?"

„Santa Clara, gnädige Gräfin," erwiederte Felix, sich leicht verbeugend; „meine Helene ist die Tochter der dort ansässigen Gräfin Baulen."

„In der That?" hauchte die Gräfin und blieb einen Moment mit der Hand auf den Stuhl gestützt, an dem sie eben vorüber wollte, stehen; aber es war auch nur ein Moment. „Ah, da kommen meine Kinder," sagte sie; „bitte, Herr Graf, wollen Sie nicht mit hinaus auf die Terrasse treten?"

Sie ging langsam voran hinaus, und Rottack ließ ihr hier absichtlich Zeit, um sich vollständig zu sammeln, indem er vorher dem jungen Grafen George und dessen Schwester Paula vorgestellt wurde und sich freundlich mit ihnen unterhielt.

Und Helene stand Paula gegenüber, die mit ihren treuen, kindlichen Augen fast scheu zu ihr aufsah. O, wie gern hätte sie das liebe, holde Kind an sich gezogen, fest, fest in ihre Arme, und mit dem theuren, noch nie gebrauchten Schwesternamen genannt! Wie lieb und gut sie aussah, und wie traurig doch und ernst — war denn auch schon in dieses junge Herz die Sorge, der Kummer eingekehrt? Sie vermochte auch nicht, es hier bei der kalten üblichen Form zu lassen, und auf das junge, sich schüchtern vor der hohen, edlen Gestalt neigende Mädchen zugehend, schloß sie Paula halb in die Arme und küßte sie auf die Stirn.

Und die Gräfin?

Felix hatte mit den beiden Grafen Monford an der Terrasse gestanden, über das Land hinausgesehen und das Treiben in der unter ihnen liegenden Stadt beobachtet. Jetzt wandte er sich wieder der Gräfin zu und ertappte sie gerade, wie ihr Blick ernst und forschend, aber ohne das geringste Zeichen innerer Bewegung an Helenen hing. Kaum fühlte sie aber, daß des jungen Grafen Auge auf ihr haftete, als sie sich diesem zuwandte und, mit zu der Terrasse tretend, ihn in ihrer

gewöhnlichen ruhigen Weise auf die einzelnen Schönheiten der Scenerie aufmerksam machte.

Keine Spur von Befangenheit war dabei in ihr zu entdecken, kein Zeichen einer inneren, heftigen Bewegung, wie eine solche Entdeckung, als die eben gemachte, sie eigentlich doch hervorgerufen haben sollte. Sie war vornehm, wie immer, wenn auch gesprächiger, als sie sich bis jetzt gezeigt, und Graf Rottack konnte und wollte seinen Besuch auch nicht über die gewöhnliche Zeit hinausdehnen. Der Same war jedenfalls geworfen und das Korn mußte nun Früchte treiben.

Nicht lange danach empfahlen sich die jungen Leute der gräflichen Familie, wobei der alte Herr noch den Wunsch aussprach, daß sie öfter zusammenkommen möchten; die junge Frau hatte jedenfalls einen sehr günstigen Eindruck auf ihn gemacht, wie sie sich im Sturm schon Paula's Herz erobert. — Der Wagen fuhr vor, und bald rollte das leichte Fuhrwerk mit ihnen wieder in die Stadt zurück.

8.
Fräulein Bassini.

Eine lange Weile saßen die beiden Gatten schweigend neben einander im Wagen. Es war ordentlich, als ob sich beide scheuten, ein Gespräch zu beginnen. Endlich sagte doch Helene mit leiser Stimme:

„Sie ist eine recht, recht stolze Frau — o, es wird schwer halten, dieses Herz zu bezwingen!"

„Meine arme Helene!"

„Ob sie nicht ahnte, daß ich ihr näher stehen könnte, als sie erfuhr, daß wir aus Brasilien kämen?"

„Liebes Herz," sagte Felix leise, „sie weiß jetzt, daß Du ihre Tochter bist...."

„Sie weiß es?" rief Helene erschreckt.

„Ich habe ihr den Namen jener Frau genannt."

„Und doch so kalt, doch so hart!"

„Beruhige Dich darüber, Helene," sagte Felix freundlich; „Anderes konnten wir für diese erste Zusammenkunft kaum erwarten. Die Ueberraschung war zu groß — ich sah ihr an, daß sie Mühe hatte, ihre Fassung zu bewahren, was sie allerdings mit einer mir selber unerklärlichen Seelenstärke möglich machte. Laß ihr jetzt Zeit, das Gehörte still und allein, und von keinen äußeren Eindrücken gestört, zu überdenken. Laß sie erst mit sich selber in's Reine kommen, und sie selber wird Dich dann aufsuchen — sie muß es ja thun, wenn sie nicht jedes Gefühles bar sein sollte!"

„Und wenn sie es nicht thut, Felix?"

„Wozu uns jetzt mit einer Unmöglichkeit absorgen? Sie wird es sicherlich, mein Kind."

„Und wenn sie es nicht thut?"

„Dann versuchen wir das Letzte, dann fordere ich für Dich eine Unterredung mit ihr — eine Ausrede, dem alten Herrn gegenüber, ist bald gefunden — und die kann und wird sie Dir nicht weigern. Dann aber ist sie auch nicht im Stande, Dir zu widerstehen, deß bin ich fest überzeugt. Liegst Du erst einmal an ihrem Herzen, dann läßt sie Dich auch nicht wieder, noch dazu, wenn sie erfährt, daß ihr Geheimniß in siche-

ren und treuen Händen ruht; daß Du nichts, nichts auf der weiten Gotteswelt von ihr verlangst, als ihre Liebe...."

Der Wagen hatte indessen die kurze Entfernung zurückgelegt, und während er in den Garten einfuhr und vor dem Hause hielt, sahen sie, daß sich Jeremias schon eingefunden und mittlerweile mit den Kindern beschäftigt hatte. Er spielte Kutsche und Pferd mit ihnen, und während er die vor Vergnügen zappelnde kleine Helene auf dem Arme trug und dabei den Kiesweg entlang galoppirte, hatte ihn Günther hinten an beiden Rockschößen und rief Jüh! und Hoh! und suchte ihn bald links, bald rechts einzulenken.

Nur wie die Eltern in den Garten einfuhren, ließ der Kleine los und sprang dem Portale zu, um der Erste zu sein, der sie begrüßte, und Helenchen streckte ihnen ebenfalls, in lautem Jubel aufkreischend, die Aermchen entgegen, so daß Jeremias jetzt wohl oder übel seinen noch nicht unterbrochenen Galopp dorthin lenken mußte.

„Haben Sie lange auf mich gewartet, Jeremias?" rief ihm der junge Graf entgegen.

„Eben im Augenblick hat es erst Zwei geschlagen," sagte Jeremias, der indessen die Kleine der Mutter hinreichen mußte, „und das wilde

Völkchen hier hat mich tüchtig in Athem gehalten."

„Und sind Sie jetzt bereit?"

„Wollen Sie wirklich noch mit mir gehen?"

„Gewiß, das ist ja eine verabredete Sache — haben Sie denn die Wohnung indessen aufgefunden?"

„Sie ist gar nicht weit von hier, gleich in der nächsten Straße."

„Schön, Jeremias — ich will nur meinen Ueberrock anziehen, und dann gehen wir zusammen."

Er war auch in wenigen Minuten wieder im Garten und schritt mit Jeremias, der sich unterdessen Helenen empfohlen, auf die Straße hinaus und dem bezeichneten Hause zu.

Unterwegs wurde wenig gesprochen, Felix war noch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt — er arbeitete gegen die Furcht an, welche heute das kalte, gefaßte Benehmen von Helenens Mutter in ihm wachgerufen, seiner armen Frau wegen, und Jeremias fühlte sich noch viel mehr von dem Gedanken dieses ersten Begegnens niedergedrückt; denn wenn es auch ein schönes und erhebendes Gefühl sein mag, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen, eine alte, lang-

jährige Schuld abzutragen, ist doch auch das Bewußtsein drückend, dabei einzugestehen, daß man eben schlecht und leichtsinnig gehandelt und Reue über das Vergangene fühle.

So hatten sie, rascher als Beide selber geglaubt, die Strecke zurückgelegt, die sie von dem von Jeremias bezeichneten Hause trennte, und hier blieb der kleine Mann plötzlich stehen, drückte sich unter die Thür und sagte:

„Mir ist genau so zu Muthe, als ob ich mir einen Zahn wollte ausreißen lassen — Hurrjeh, ich wollte, die Geschichte wäre erst vorüber!"

„Wohnt sie hier?"

„Ja, zwei Treppen hoch; ich habe mich genau erkundigt, bin auch gestern hier schon ein paarmal vorbeigegangen, habe aber nichts gesehen, als einen orangefarbenen Shawl oder Morgenrock, der da oben an dem einen Fenster mehrere Male hin und wieder fuhr."

„Also gehen wir hinauf."

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Herr Graf, und warten Sie noch einen Augenblick," bat der kleine Mann, „daß ich erst nach Luft schnappen kann — mir ist die Kehle wie zugeschnürt."

Felix lächelte und blieb, während sich Jere-

mias den hellen Schweiß von der Stirn trocknete, neben ihm stehen. Endlich faßte sich dieser doch ein Herz — was half es auch, wenn er länger zögerte, geschehen mußte es doch — also vorwärts!

„Ein Heidenglück ist's, daß Sie bei mir sind," flüsterte er dem jungen Grafen zu, „denn allein hätt' ich's nicht zuwege gebracht. Ich wäre, hol' mich Dieser und Jener, wieder fort und erst noch einmal um die ganze Stadt gelaufen!"

„Sie hätten vorher ein Glas Wein trinken sollen!"

„Ich habe eine ganze Flasche getrunken," sagte Jeremias, „nur um Courage zu kriegen, aber es hilft ja nichts — es war, als ob man Wasser auf einen heißen Stein gösse, es zischte ordentlich. Na, meinethalben, jetzt muß die Bombe platzen, und nun kommen Sie, Herr Graf, jetzt wollen wir Sturm laufen!"

Damit öffnete er entschlossen die Hausthür und betrat den inneren Raum.

Es war ein kleines, unansehnliches Haus, altmodisch gebaut wie die meisten der älteren Häuser von Haßburg, unten mit einem mit Steinplatten belegten schmalen Vorplatz, auf dem noch eine dort aufgestellte Waschrolle den größten

Theil des Raumes in Anspruch nahm. Rechts unten wohnte ein Schuster; die Thür der Werkstatt stand, des warmen Tages wegen, offen, und man konnte den Meister mit einem Gesellen und einem Lehrling drinnen arbeiten sehen, während ein ungesunder, warmer Dunst von dort auf den kühleren Vorplatz herausdrang.

„Wie hieß die Dame gleich?" fragte Rottack leise seinen Begleiter.

„Bassini," flüsterte dieser zurück.

„Können Sie uns sagen, ob hier eine Dame Namens Bassini im Hause wohnt?" fragte der junge Graf, artig seinen Hut lüftend, in die Stube hinein.

„Eine vom Theater?" nickte der Meister — „ja, oben, zwei Treppen hoch."

„Sein Sie aber so gut und putzen Sie sich erst die Stiefel ab," sagte eine Frau, die von der Seite her, mit einem großen Topf in der Hand, wie aus einer Coulisse heraus zum Vorschein kam — „ich habe gerade die Treppe gescheuert."

Felix machte lächelnd eine zustimmende Verbeugung, nahm dann die befohlene Operation auf das ängstlichste an einem dort liegenden, schon sehr abgetretenen Strohteller vor, und stieg

nun, während Jeremias unten seinem Beispiele folgte, langsam die noch feuchten, dunstenden Stufen hinauf.

Jeremias würde sich mit Vergnügen den ganzen Nachmittag da unten die Stiefel abgetreten haben, wenn er nur nicht hätte mitgemußt — aber es ging doch zuletzt nicht anders.

Auf dem niederen Vorsaal der ersten Etage befanden sich zwei Thüren; an einer war mit vier Nägeln ein Papier befestigt, das die deutlich geschriebene Aufschrift trug: „G. Borsig, Schneidermeister;" an der andern befand sich ein kleines Messingschild — dort wohnte ein Graveur.

Die alte hölzerne Treppe knarrte entsetzlich, aber sie stiegen auch jetzt die zweite hinan und fanden hier, gerade wie unten, wieder zwei Thüren, ohne daß die Inwohnenden es jedoch der Mühe werth gehalten hatten, ihren Namen außen kund zu geben. Bewohnte Fräulein Bassini die ganze zweite Etage? Jeremias wußte es nicht, und es blieb nichts weiter übrig, als an die erste beste Thür zu klopfen und sich dort zu erkundigen.

Graf Rottack hatte einmal die Leitung übernommen, Jeremias war für den Augenblick voll-

kommen willenlos, und deshalb, wie er sich nur einen Moment in dem beengten Raum umgesehen, klopfte er auch an die nächste Thür herzhaft an.

„Herein!" rief eine laute Stimme.

Der junge Graf öffnete die Thür — „Können Sie mir vielleicht sagen..."

„Ja wohl — bitte, treten Sie näher," schrie ihn eine kleine, schmächtige Gestalt an, die in einem mock-türkischen, aber entsetzlich schmutzigen Schlafrock, mit einer langen Pfeife, aus der sie keinen Kanaster rauchte, und in rothen Schlapp-Pantoffeln im Zimmer spazieren ging — „treten Sie nur näher."

„Sie entschuldigen," sagte Felix, der die Ueberzeugung hatte, daß Fräulein Bassini hier nicht wohnen könne.

„Alles in Ordnung, bitte, kommen Sie nur herein, ich kann den verdammten Zug nicht vertragen!" schrie der Türke.

Rottack hätte am liebsten die Thür gleich wieder zugemacht und die andere versucht, welche jedenfalls die richtige war, aber sein Zartgefühl ließ ihn keine Unart begehen — er mochte den Mann nicht beleidigen und war auch wirklich neugierig geworden, einen Blick in das Heilig-

thum dieses merkwürdigen Menschen zu werfen, aus dem er von da draußen doch nicht klug werden konnte.

Jeremias folgte willenlos, wie ein Opfer, das man zur Schlachtbank führt und das sich in sein Geschick ergeben hat.

„So, das ist recht," schrie der kleine Mann jetzt wieder, indem er seine Pfeifenspitze gegen sie schwenkte; „ich habe schon den ganzen Morgen auf Sie gewartet, es ist Alles bereit — hier," fuhr er fort, indem er einen riesigen, fast die halbe Wand einnehmenden Kleiderschrank aufriß und dabei eine etwas sehr getragene Harlequinsjacke und irgend ein anderes phantastisches Maskencostüm hervorzog, das einen furchtbaren Kamphergeruch im Zimmer verbreitete — „die werden Ihnen wie angegossen sitzen, fast noch ganz neu, nur höchstens ein- oder zweimal getragen — Graf Ruchofski hatte den Harlequin auf der letzten Maskerade."

„Aber, mein sehr werther Herr," lächelte Rottack, der mit dem besten Willen jetzt erst zu Worte kam, „ich zweifle gar nicht an der Güte Ihrer Anzüge, aber..."

„Na, dann stecken Sie sie weg," sagte der kleine Türke gemüthlich, aber mit einer so lauten

Stimme, als ob er über einen Fluß hinüberschrie, indem er die beiden außerdem schon mehr als zerknitterten Gegenstände in ein ziemlich compactes Bündel zusammenrollte, „können sie ja gleich selber mitnehmen, ich habe Niemanden zum Schicken.“

„Wohnt Fräulein Bassini hier in dieser Etage?“ fragte jetzt Rottack, der wohl sah, daß er auf keine andere Weise zum Ziele kam.

„Ja, gleich da drüben die Thür!“ rief der Mann, indem er, während er die Pfeife mit den Zähnen hielt, das Paket beendete und sich nach einem Bindfaden in der Stube umsah.

„Sie sind wahrscheinlich im Irrthum,“ fuhr Rottack jetzt, diese Zwischenpause benutzend, fort, „wir brauchen gar keine Masken-Anzüge und sind auch deshalb gar nicht hiehergekommen, wir wollten blos Fräulein Bassini sprechen.“

„Fräulein Bassini?“ rief der Türke verdutzt.

„Sie müssen schon entschuldigen, daß wir Sie gestört haben...“

„Ja, aber hatten Sie denn nicht den Harlequin und den Sultan Saladin bestellt?“

„Nicht wir, verehrter Herr,“ sagte Rottack freundlich, „ich habe überhaupt noch nie davon

gehört, daß Jemand mitten im Sommer eine Maskerade abhalten könnte!"

„Na, das ist aber merkwürdig," rief der kleine Mann verwundert, indem er das Bündel in Gedanken immer fester zusammenknüttelte — „aber die beiden Herren wollten doch heute Morgen zu mir kommen!"

„Jedenfalls jemand Anders — Sie entschuldigen wohl, daß wir Sie gestört haben..."

„Bütte, bütte," sagte der Mann mit einer Miene, als ob schon der Verdacht einer solchen Vermuthung sein innerstes Ehrgefühl verletze — „das ist aber wirklich merkwürdig — nun, warten Sie, ich will gleich einmal nachsehen, ob der Schlüssel steckt," und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, warf er das Paket ziemlich rücksichtslos in die Ecke und glitt an Beiden vorüber zur Thür hinaus.

Rottack warf den Blick im Zimmer umher und mußte sich gestehen, in seinem ganzen Leben noch kein tolleres Conglomerat von Kunst und Natur gesehen zu haben, als in diesem Raume.

War der Mann ein Schriftsteller? Eine Unmasse von überall aufgehäuften Broschüren, ganze Schichten von Manuscripten und gedruckten Heften, die Tisch und Boden deckten, schienen

das fast zu bestätigen, und über dem Sopha prangten auch auf Gyps-Consolen und aus demselben werthvollen Material gefertigt, rechts und links zwei Büsten von Goethe und Schiller, die letztere bekränzt. Weshalb fehlten aber Beiden die Nasen?

An der einen Thür öffnete ein Waschtisch gastlich seine Klappe, etwas indiscret den ganzen Inhalt verrathend, und mitten im Zimmer stand ein Stiefelknecht, die beiden Hörner wie ein Paar gespitzte Ohren nach dem Fenster zu gerichtet, rechts und links daran aber ein Stiefel, wie der glückliche Besitzer dieses Gemaches sie wahrscheinlich gestern Abend bei später Nachhausekunft ausgezogen hatte.

An den Wänden hingen Bilder von Napoleonischen Schlachten — erbärmliche Lithographien natürlich und jedenfalls Eigenthum des Vermiethers; nur ein Oelgemälde über dem Schreibtisch schien dem Bewohner selber zu gehören, denn es war wahrscheinlich — oder sollte es wenigstens sein — ein Brustbild von ihm selber in „Frack und Asche" mit einer furchtbaren goldenen Kette, sehr weißer und breiter Cravatte und einer Normalfrisur, auffällig dabei die rechte

Hand mit einer Rose hebend, um einen großen, goldenen Siegelring zu zeigen.

Rottack hätte sich noch gern länger im Zimmer umgesehen, denn der Mann fing an ihn zu interessiren; aber da der Türke jetzt mit der Nachricht zurückkam oder dieselbe vielmehr in's Zimmer hineinschrie, daß der Schlüssel stecke, so war ihnen jeder Vorwand genommen, sich länger hier aufzuhalten.

Mit einer dankenden Verbeugung empfahlen sie sich; der Eigenthümer des Zimmers, wahrscheinlich doch etwas ärgerlich, daß er seine Ball-Anzüge nicht los geworden, warf die Thür hinter ihnen heftig in's Schloß, und Graf Rottack schritt jetzt ohne Weiteres auf den nächsten Vorsaal-Eingang zu, wo er etwas schüchtern anklopfte.

Drinnen im Zimmer wurde Musik gemacht. Irgend Jemand spielte Clavier und eine Dame sang dazu — das Klopfen war keinesfalls gehört worden.

Der junge Mann, während Jeremias hülf- und rathlos dabei stand, klopfte etwas stärker, aber mit dem nämlichen Erfolg. Da drinnen wurde weiter gespielt und gesungen, und da Rottack nicht Lust hatte, noch weitere Zeit mit

nutzlosen Anmeldungen zu versäumen, öffnete er die Thür.

Am Clavier saß eine Dame in einem grell orangefarbenen seidenen Morgenrock, den Kopf wie von einem Heiligenschein von einer Unzahl von Papilloten umgeben. Weiter konnte er aber in dem Moment nichts erkennen, denn mit einem ordentlichen Aufkreisch fuhr die überraschte Schöne von ihrem Sitz am Clavier in die Höh' und schoß wie ein orangefarbener Lichtstreif in die nächste Kammer.

„Da haben wir's," lachte Graf Felix, indem er sich nach Jeremias umdrehte — „bemerkten Sie die Dame?"

„Sie standen ja davor — schreien aber hab' ich's gehört!" erwiederte Jeremias, sich den Kopf kratzend.

„Zu wem wollen Sie denn?" fragte in diesem Augenblick eine Art von „Aufwartung", ein Mittelding zwischen Scheuerfrau und Mädchen für Alles, die gerade von der Arbeit weg aus einer kleinen, dunkeln Küche vortauchte.

„Zu Fräulein Bassini," sagte Rottack — „wir sind doch hier recht?"

„Ja, recht ist's schon, aber das Fräule ist noch nicht angezogen."

„Ist sie krank?"

„Ne, aber wenn sie keine Probe hat, da pressirt's immer nich, und nachens schreit se, wenn Jemand kommt. Wer sind Sie denn und was wollen Sie?"

Die Frage war zu direct gestellt, um ein Mißverstehen möglich zu machen, und da Jeremias den jungen Grafen am Rock zupfte, weil er seinen Namen nicht genannt haben wollte, so erwiederte dieser:

„Bitte, sagen Sie doch dem Fräulein, Graf Rottack wäre hier, um sich Auskunft in einer Familienangelegenheit zu erbitten — hier, seien Sie so gut und geben Sie der Dame meine Karte. Ich lasse fragen, um welche Zeit ich etwa wieder vorsprechen dürfte, da uns die Dame jetzt doch wahrscheinlich nicht empfangen wird."

„Hm," brummte die Alte, welche nicht die Hälfte von dem verstanden hatte, was ihr der junge Mann sagte, „warten Sie einmal einen Augenblick, ich werde dem Fräule das Ding da hineintragen."

Damit machte sie ihnen die Thür vor der Nase zu und ließ die beiden Herren auf dem Vorplatz stehen. Es dauerte aber nur ganz

kurze Zeit, so kam sie wieder zurück, öffnete die Thür und sagte: „Sie möchten nur hereintreten, das Fräule kommt gleich," und mit dem Bewußtsein wahrscheinlich, Alles gethan zu haben, was sie anging, verschwand sie wieder in ihrer Küche, in der sie im Halbdunkel wie ein unheimliches Gespenst herumwirthschaftete.

Rottack und Jeremias hatten aber kaum, der Einladung folgend, das Zimmer betreten, als sich die Kammerthür ein wenig öffnete und eine Stimme herausrief: „Dürfte ich den Herrn Grafen ersuchen, einen Augenblick Platz zu nehmen — ich komme gleich!" und die Kammerthür flog wieder zu.

„Da wären wir," lachte Rottack, indem er Jeremias die Hand auf die Schulter legte. „Wie ist Ihnen jetzt zu Muthe?"

„Hundeschlecht," versicherte der kleine Mann flüsternd — „aber das sieht hier ganz nett aus. Gott sei Dank, da ist es ihr doch nicht so schlecht ergangen — ich wollte, es wäre erst vorbei!"

Dieses Zimmer hier sah allerdings anders aus, wie das gegenüberliegende, und es ließ sich nicht verkennen, daß hier eine Frau ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Große Ordnung herrschte aber hier eben so wenig wie dort, denn fast auf allen

Stühlen lagen verschiedene Toilettegegenstände, während auf dem Tisch, neben dem eben erst verlassenen Kaffeegeschirr und einer Tabaksdose, ein paar Spiele Karten zu einer noch nicht vollendeten Patience geordnet waren.

Dennoch zeigten sich die Spuren sorgender Frauenhand. Ueberall war ordentlich abgewischt und auf dem Tisch lag eine ziemlich weißgewaschene, gehäkelte Decke. Auch die Vorhänge sahen, wenn auch ziemlich dürftig, doch rein aus, und an der Wand hingen ein paar Abbildungen in Steindruck aus der biblischen Geschichte, wie die schauerliche Caricatur einer Maria Magdalena in Oel oder eigentlich in Essig gemalt.

Selbst die Commode war nicht ohne Schmuck und bildete eine Art von Nipptisch, auf dem eine Anzahl bescheidener Porzellanfiguren standen, mit einigen kleinen Statuetten alter, eingetrockneter Chocolade, die vielleicht im vorigen oder vorvorigen Jahre einen Christbaum geziert. Auch eine bildliche Darstellung der heiligen drei Könige in Wachs und in einem Glaskästchen, wie sie das Kind an der Krippe besuchen, stand in der Mitte, und rechts und links davon ein Glasleuchter mit halb abgebrannten Stearinkerzen.

„Hurrjeh," flüsterte Jeremias, der indessen auf den Fußspitzen im Zimmer umhergegangen war, um den Status quo zu untersuchen, indem er mit zwei Fingern eine Partie brennend rother falscher Locken emporhob — „ob das wohl ein Stück von meiner Frau ist?"

Felix mußte wirklich an sich halten, um nicht gerade heraus zu lachen, und an Jeremis hinantretend, sagte er leise:

„Das wäre ein unverkennbares Zeichen von Sympathie, denn so viel ich mich erinnere, trugen Sie früher eine eben solche Perrücke."

„Ja, aber — wie ist mir denn," sagte Jeremias ganz verdutzt, „das — das ist doch ganz unmöglich — meine Frau hatte braune Haare!"

„Sie haben sich doch nicht etwa im Namen geirrt? Das wäre ein schöner Spaß!" lachte Felix.

„Gott bewahre — Alles trifft...."

„Auch der Vorname?"

„Ja, den habe ich noch gar nicht erfahren können, denn auf dem Zettel steht er nicht mit, aber es ist ja auch gar nicht möglich! es stimmt Alles wie eine Kirchenrechnung, und ich bin ja von Regensburg aus ihrer Spur bis hieher gefolgt."

„Dann hilft es nichts, dann müssen wir's abwarten. Da sind wir überdies einmal und können jetzt gar nicht wieder fort, ohne vorher die Dame gesprochen zu haben. Sie macht übrigens lange mit ihrer Toilette."

„Ich muß unterthänigst um Entschuldigung bitten!" sagte in diesem Augenblick eine Stimme hinter ihnen, und als sich Beide ordentlich erschreckt umwandten, stand die Dame in dem orangefarbenen Morgenkleide, die Haare jedoch ihrer Papilloten entledigt, auf der Schwelle und fuhr mit einem tiefen Knix fort: „Sie haben mich noch im vollen Negligé überrascht, Herr Graf."

Jeremias hatte wieder, wie ein Versinkender, der nach Allem greift, was ihm in den Weg kommt, Rottack's Rockzipfel erwischt und flüsterte ihm mit angstgepreßter Stimme zu: „Das ist sie nicht!"

Rottack gerieth in die größte Verlegenheit, denn die Dame mußte fast die Worte verstanden haben, und was nun? — „Gnädiges Fräulein!" sagte er stotternd.

„O, bitte — aber wollen die Herren nicht Platz nehmen?" unterbrach ihn, wieder mit einem Knix, der dieses Mal jedenfalls dem „gnädigen" galt, die Dame — „es ist nur bei mir noch

nicht aufgeräumt. Wir Künstler sind eigentlich recht nachlässiges Volk."

„Gnädiges Fräulein," nahm aber Rottack noch einmal das Wort, „gestatten Sie uns vielmehr, uns zu entschuldigen, daß wir Sie so unberufen gestört haben — eine ganz eigene Angelegenheit führt uns hieher, über die Sie vielleicht allein im Stande sind, uns Auskunft zu geben."

„Aber wollen die Herren denn nicht Platz nehmen? Ich bitte sehr darum!"

Es war der Einladung nicht länger auszuweichen, und während Rottack einen der Stühle heranschob und sich darauf niederließ, setzte sich Jeremias auf die äußerste Spitze eines andern, daß es ordentlich gefährlich aussah, denn er konnte jeden Augenblick herunterrutschen.

Die Dame hatte, sich fest in ihren grellfarbenen Morgenrock einhüllend, ihnen gegenüber auf dem Sopha Platz genommen und schien mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Eröffnung zu erwarten.

Jung war sie nicht mehr — sie mochte wohl im Anfang der Vierziger sein — hübsch war sie gerade auch nicht, und ihr Gesicht ein wenig zu sehr markirt, obgleich sie lebendige Augen und

besonders weiße Zähne hatte. Nur ihr Teint war weiß, wie das gewöhnlich bei rothen Haaren der Fall ist, und diese Haare störten auch Rottack besonders, denn er mußte immer wieder unwillkürlich zu den zahllosen, scharf durch die Papilloten gekräuselten Locken aufsehen, die besonders gegen die grelle Orangenfarbe des Ueberwurfs gar nicht zu ihrem Vortheil abstachen. Jeremias dagegen, der mit dem nämlichen Wohlbefinden seinen Platz auf jeder Armsünderbank eingenommen haben würde, sah gar nichts. Ihm schwamm Alles vor den Augen zu einem rothen, blitzenden, unbestimmten Schein zusammen, und nur des Einen Gefühls war er sich bewußt: Fort möcht' ich!

„Also in was könnte ich Ihnen Auskunft geben?" sagte Fräulein Bassini endlich, der die Pause etwas zu lange dauerte, indem sie wie unwillkürlich einen Griff nach ihrer Dose machte, die Hand aber wieder erschreckt zurückzog.

Rottack stak fest — es war eine verwünschte Geschichte, denn er wußte nicht, wie er beginnen sollte, und Jeremias selber that den Mund nicht auf. Er konnte doch die Dame nicht direct fragen, ob sie schon einmal verheirathet gewesen wäre. Etwas mußte aber auch geschehen, denn

stumm konnten sie einander nicht gegenüber sitzen bleiben. Mit einem fast gewaltsamen Ansatze sagte er endlich:

„Haben Sie vielleicht eine Schwester oder Verwandte, die den nämlichen Namen führt, wie Sie, und ebenfalls beim Theater ist?"

„Nein," lächelte Fräulein Bassini, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber lassend, ihre Zähne zu zeigen, „nicht daß ich wüßte."

Es war wieder nichts.

„Das ist wunderbar," sagte der junge Graf nach einer Pause; „ich erhielt nämlich vor einiger Zeit einen Auftrag von einem Freund in — Amerika, mich genau nach der Familie zu erkundigen und ihren Wohnort zu erfahren, und — da ihm — da meinem Freunde sehr viel daran gelegen scheint, so würde es mir aufrichtig leid thun, seine Bitte nicht erfüllen zu können."

„Darf ich fragen, wie Ihr Freund heißt?" sagte Fräulein Bassini mit liebenswürdiger Unbefangenheit und brachte Rottack dadurch in eine noch viel größere Verlegenheit, denn wie hieß Jeremias eigentlich? Er hatte ihn nie unter einem andern Namen als seinem Vornamen gekannt, ja, bis jetzt auch wirklich noch gar nicht daran gedacht, daß er möglicher Weise anders heißen

könne, und jetzt, in Gegenwart der Dame, durfte er ihn doch nicht um seinen Namen fragen.

„Es — ist eine Familien-Angelegenheit," stotterte er endlich nach einer Pause, und hatte sich in seinem ganzen Leben noch nicht so unbehaglich gefühlt, wie hier, wo er nicht gerade mit der Wahrheit heraus konnte und durfte. Aber das ging nicht länger; er mußte, wenn er auch keinen Namen nannte, die Dame doch wenigstens davon überzeugen, daß irgend ein ernster Grund seinen Besuch veranlaßt habe, und fuhr deshalb entschlossen fort: „Mein gnädiges Fräulein, ich will ganz aufrichtig sein — mein Freund in Amerika war früher hier in Deutschland an eine Dame, die Ihren Namen trug, verheirathet...."

„Meinen Namen?"

„Zerwürfnisse im ehelichen Leben, bei denen er wohl der Hauptschuldige war, führten zu einer Trennung, und er verließ Europa...."

„Auguste!" rief Fräulein Bassini plötzlich, während sie die Hände zusammenschlug, und Rottack fühlte einen entschiedenen und kräftigen Ruck an seinem Rockschoß.

„Das ist der Name," flüsterte ihm Jeremias dabei zu.

„Und hat sich der Lump wirklich noch einmal

nach seiner armen, verlassenen Frau erkundigt?" rief Fräulen Bassini, jetzt keinen Augenblick mehr in Zweifel, um was es sich handle, aber auch ganz vergessend, daß der Herr Graf eben noch jenen „Lump" seinen „Freund" genannt. „Der hat es nöthig, denn seinetwegen hätte meine arme Schwester in Jammer und Elend längst vergehen können!"

Jeremias sah sich nach einer Versenkung um.

„Ihre Schwester?" rief Rottack, das Wort rasch auffassend, denn es war die erste Spur, die er in der ganzen Geschichte fand — „und wo ist sie jetzt?"

„Wo sie ist, Herr Graf? — Hier in Haßburg ist sie und wohnt bei ihrem Bruder, kümmerlich und ärmlich genug, das weiß Gott, denn das Nothwendigste müssen sie sich oft am Munde abdarben, und wenn sie das Kind, die Henriette, nicht hätte, das brave Mädel, die Tag und Nacht arbeitet, um ein paar Groschen zu verdienen, so wär's längst aus mit ihr, denn sie ist ewig krank und kann selber nichts mehr schaffen!"

„Aber wie heißt denn Ihr Bruder, liebes, bestes Fräulein?" rief Rottack — „auch Bassini? Sie sagten doch vorher, daß Keine das Namens mehr...."

„Pfeffer heißt er, Schauspieler Pfeffer — er ist Komiker hier beim Theater, und ein tüchtiger Komiker, das muß ihm der Neid lassen."

„Aber, verehrtes Fräulein," sagte Rottack, der aus der Verwandtschaft nicht klug werden konnte, „wenn Herr Pfeffer der Bruder jener Dame und jene Dame Ihre Schwester ist, so wäre Herr Pfeffer doch eigentlich auch Ihr Bruder?"

„Ja, das ist er auch," versicherte Fräulein Bassini.

„Aber Bassini und Pfeffer...."

„O, die Namen meinen Sie — ja, lieber Gott," sagte die Dame, „am Theater kann man da nicht immer genaue Ordnung halten, und Pfeffer klingt recht gut für einen Komiker, aber nicht für eine Dame oder gar eine Primadonna, die nun einmal schon in unserer Zeit eine italienische Endung haben muß. Unsere Mutter aber, eine geborene Bassenich, war Primadonna und nannte sich einfach Bassini — und nach ihrer Verheirathung Pfeffer-Bassini, wonach wir Töchter den Mutter- oder Mädchennamen der Mutter beibehielten und Fürchtegott Pfeffer blieb."

„Fürchtegott?"

„Mein Bruder, der Komiker."

„Und Ihre Frau Schwester wohnt also bei Ihrem Herrn Bruder?"

„Ja wohl, Neumarktstraße Nummer dreiundzwanzig, der Eingang ist auch von der Promenade, ganz dicht am Theater — jedes Kind zeigt Ihnen das Haus. Aber nun, bitte, Herr Graf," fuhr Fräulein Bassini fort, indem sie sich etwas zur Seite bog, um auch einmal einen vollen Blick auf den schweigsamen Begleiter des jungen Mannes zu erhalten, der sich, so weit das möglicher Weise anging, hinter diesen gedrückt hatte — „sagen Sie auch, was das für eine Bewandtniß mit jenem Menschen, jenem Stelzhammer, hat?"

„Stelzhammer, mein Fräulein?" sagte Rottack, der ganz verwirrt zwischen den vielen Namen wurde.

„Nun, Ihrem Freund in Amerika," erwiederte die Dame.

„Stelzhammer, ja so — Jeremias Stelzhammer — ganz recht," sagte Rottack und fühlte wieder, wie er hinten am Rock gezupft wurde — „aber, verehrtes Fräulein, gestatten Sie mir, daß ich vorher nähere Erkundigungen bei Ihrem Bruder einziehe. Ich darf nicht indiscret sein, und habe meinem Freund fest versprechen müssen,

nur an directer Stelle Nachforschungen anzustellen."

„Nun, auf den Herrn brauchen Sie doch wahrhaftig keine Rücksicht zu nehmen!" rief Fräulein Bassini — „ein solcher Vagabund, der seine brave, redliche Frau schändlich verlassen hat!"

„Und wenn er nun Willens wäre, alles Begangene wieder gut zu machen, wenn er nun Reue über das Geschehene fühlte?"

„Ja, der," sagte Fräulein Bassini verächtlich — „hat er Geld geschickt?"

„Vor allen Dingen habe ich nur den speciellen Auftrag erhalten, mich zu erkundigen, ob seine Frau noch lebt und wie es ihr geht. Sowie ich das erfahren habe, versteht es sich von selbst, daß ich ihm genauen Bericht erstatte, und wenn er dann nicht selber herüberkommt, was sehr wahrscheinlich ist, so wird er doch jedenfalls Sorge tragen, daß sie von da an keinen Mangel mehr leidet. Also, mein gnädiges Fräulein," fuhr er fort, indem er aufstand und Jeremias sich hinter ihm mit einer Schnelligkeit erhob, als ob er die ganze Zeit auf Nadeln gesessen hätte, „nehmen Sie vor der Hand meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Mittheilungen,

die uns hoffentlich zu einem guten Resultate führen, und seien Sie versichert, daß ich seiner Zeit nicht ermangeln werde, Ihnen getreuen Bericht über den Erfolg meines Briefes abzustatten."

„Aber wo wohnt denn dieser Herr Stelzhammer jetzt eigentlich und was treibt er?" fragte Fräulein Bassini, sich ebenfalls erhebend — „man muß doch jedenfalls ein klein wenig wissen wie und wo, wenn man einmal gefragt wird."

„Sie sollen Alles erfahren, mein gnädiges Fräulein, Alles, was Sie nur einigermaßen interessiren könnte," wehrte Graf Rottack ab — „lassen Sie mich nur erst die Hauptsache in Ordnung bringen, und seien Sie versichert, daß ich Sie dann selber davon in Kentniß setzen werde. Bin ich Ihnen doch auch zu großem Dank durch die Nachricht verpflichtet, die Sie mir gegeben."

„Ja, aber," wollte Fräulein Bassini sagen, da sie sich nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, noch vor der Hand völlig im Dunkeln gelassen zu werden. Rottack brannte aber selber der Boden hier unter den Füßen, und mit einer sehr artigen Verbeugung, welche die Dame wieder mit einem tiefen Knix erwiederte, schritt er zur Thür, und Jeremias fuhr wie der Blitz hinter ihm her. Beide waren auch gleich sehr da-

bei interessirt, so rasch sie konnten wieder in's Freie zu kommen, und Jeremias schien wirklich die ganze lange Zeit da oben den Athem angehalten zu haben, so aus voller Brust schöpfte er Luft, als er den blauen Himmel wieder über sich sah.

9.
Hinter den Coulissen.

In der nämlichen Zeit, in welcher an diesem Morgen Graf Rottack mit seiner jungen Frau zu dem Besuch nach Monford hinausfuhr, war im Theater Probe von den „Räubern."

Ueberhaupt wurde das Schauspiel gerade in dieser Zeit sehr beschäftigt, denn in der nächsten Woche stand auch noch eine Festvorstellung des „Hamlet" bevor. Man erwartete nämlich in den nächsten Tagen den Erbprinzen zum Besuch, und der Director hatte angefragt, was Seine Königliche Hoheit im Theater zu sehen wünsche, worauf der „Hamlet" bezeichnet wurde. Am nächsten Tag sollte dann noch ein großer Ball arrangirt, kurz, Alles gethan werden, um dem jungen und

hohen Herrn den Aufenthalt in der Stadt so angenehm als möglich zu machen.

„Hamlet" mußte aber neu einstudirt werden, und die Aufführung der ebenfalls lange nicht gegebenen „Räuber" kam da etwas in die Quere; aber es half eben nichts. Das Publikum wollte solche Stücke sehen, und die Schauspieler mußten sich fügen.

Auf dem Theater, das jetzt natürlich nicht erleuchtet sein konnte, herrschte ein düsteres Halbdunkel. Das Licht fiel dürftig durch die geöffneten Seitenfenster herein, und nur ein einzelner Sonnenstrahl stahl sich an einer Ecke vorüber und beschien eine der Coulissen, einen bemalten Leinwandbaum.

Nur vor dem Souffleurkasten brannten die beiden Lampen, und rechts auf der Bühne, wo ein Tisch und ein paar Stühle standen, saßen der Director in einem weiten Mantel und der etwas kränkliche Regisseur in großen Filzschuhen und einem Pelze, trotz der Wärme draußen, denn die Luft war hier drinnen kellerartig und es zog fortwährend.

Auf der Bühne gingen sehr anständig gekleidete Herren und Leute in Hemdsärmeln friedlich unter einander herum, und zwar beide Theile

ihren Geschäften nach — die Einen die Darsteller, die Anderen Maschinisten, Coulissenschieber und Lampenputzer, während hinten auf der Bühne eine Dame in Hut und Schleier, ein Manuscript in der Hand, noch memorirend zwischen ihnen auf und ab wanderte und nur manchmal das Manuscript — ihre Rolle — gesticulirend ausstreckte und leise tragische Worte dazu murmelte.

Es war Amalia, Fräulein Rottenhöfer, erste tragische Liebhaberin am Theater zu Haßburg.

„Dritte Scene, meine Herren!" rief der Regisseur und klingelte.

Die Schauspieler traten zusammen; die Scenerie war gestellt: die böhmischen Wälder. Es begann die Scene im zweiten Acte, wo die Räuber, nachdem sie Roller befreit, wieder zusammenkommen, und ging so ziemlich.

Pfeffer gab den Spiegelberg; überhaupt hatten dieses Mal alle Kräfte am Theater aufgeboten werden müssen, um die zahlreichen Rollen so tüchtig als möglich zu besetzen, und die Leute gaben sich die größte Mühe. Nur wo Schwarz auftritt, mußte das Einspringen noch einmal gemacht werden.

Jetzt wurde Roller angemeldet, aber der Hauptmann, Karl Moor, war noch nicht da; das Pferd,

welches gewissenhaft in Haßburg beibehalten wurde, stand hinten in der letzten Coulisse und schien selber ungeduldig zu werden.

Ratzmann: „Roller, Schweizer, Blitz, Donner, Hagel und Wetter!"

„Wo ist denn Karl Moor?" rief der Regisseur, von seinem Stuhl aufspringend.

„Eben war er noch im Conversations-Zimmer, Herr Regisseur," sagte der Inspector, dem das Pferd vorher auf den Fuß getreten hatte und der jetzt mit gotteslästerlichen Verwünschungen hinter den Coulissen herumhinkte.

„Aber warum ruft ihn denn Niemand? — Herr Handor, nehmen Sie mir das nicht übel, bei einem so classischen Stück...."

„Bitte um Verzeihung!" sagte Handor, der mit finster zusammengezogenen Brauen aus der Coulisse kam und über die Bühne zu dem Pferd schritt. „Bitte, meine Herren, noch einmal das Stichwort!"

Ratzmann wieder: „Roller, Schweizer, Blitz, Donner, Hagel und Wetter!"

Handor hatte sich in den Sattel geschwungen und spornte sein Roß über die Bühne, das mit klappernden Hufschlägen, genau so, als ob es auf Eis ginge, vorsichtig weiter schritt.

Räuber Moor: „Freiheit, Freiheit....!“ — „Aber so lassen Sie doch das Pferd los; ich werde doch nicht sollen auf die Bühne geführt werden!“

Die Zwischenrede galt einem der Maschinisten, der in seinem Diensteifer mit hinausgegangen war und jetzt zurücksprang.

„Noch einmal, meine Herren, wenn ich bitten darf,“ rief der Regisseur; „das Pferd muß sich gewöhnen, allein heraus zu kommen.“

Räuber Moor lenkte mit einem halbverbissenen Fluch den alten, geduldigen und etwas kreuzlahmen Schimmel wieder um, und Ratzmann mußte zum dritten Mal das Stichwort geben.

Jetzt ging es; der Schimmel stakte, trotz allen Anspornens, sehr vorsichtig heraus, und mit den Worten: „Du bist im Trockenen, Roller; führ' meinen Rappen ab, Schweizer, und wasche ihn mit Wein!“ sprang Karl Moor aus dem Sattel.

„Herr Handor,“ rief der Regisseur, wieder aufstehend, „ich habe Sie schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß Sie einen Schimmel reiten.“

„Der Rappe steht in der Rolle,“ sagte Handor ärgerlich.

„Ja, allerdings, aber wir haben nun einmal keinen Rappen, und ich kann das Pferd doch nicht, nur des einen unwesentlichen Wortes wegen, schwarz anstreichen lassen."

„Gut, so „führ' meinen Schimmel ab, Schweizer, und wasche ihn mit Wein."

„Hat sich auch mordmäßig angestrengt," flüsterte der eine Lampenputzer, als Schweizer mit einiger Schwierigkeit das Thier zum Weitergehen bewog.

Die nächste Scene ging jetzt so ziemlich; Karl Moor schien aber in einer gereizten Stimmung und nahm, während die Räuber ihre Heldenthaten erzählten, gar keine Notiz von ihnen. Als aber Schufterle (Horatius Rebe) an zu sprechen fing, stampfte er ein paarmal ungeduldig mit dem Fuß und brummte dann seine Zwischenrede so leise in den Bart, daß Schufterle kaum das Stichwort verstehen konnte.

„Etwas lauter, Herr Handor, wenn ich bitten darf," sagte der Regisseur, indem er sein Buch gegen das auf dem Tisch stehende Licht hielt.

„Dann, bitte, sagen Sie auch Herrn Rebe, daß er seine Rolle mit einigem Verstand spielt," bemerkte Handor; „das Publikum muß ja lachen!"

„Ich habe nichts Auffälliges bemerkt," er-

wiederte der Regisseur; „bitte, Herr Rebe, sagen Sie Ihre Worte noch einmal."

Rebe that so und kam zu dem Schlußsatze: „Armes Thierchen, sagt' ich, Du verfrierst ja hier, und warf's in die Flammen."

„Ganz gut," nickte der Regisseur.

„Es ist ja nicht zum Ansehen," rief Handor gereizt; „bei den Worten: „und warf's in die Flammen," stehen Sie ja wie ein Stock!"

„Bitte um Entschuldigung, Herr Handor," sagte Rebe ruhig, „erstlich markiren Sie gar nicht, und man weiß nicht, ob Sie mit uns oder mit dem Souffleur reden...."

„Herr, was unterstehen Sie sich!"

„Von Unterstehen kann hier gar keine Rede...."

„Meine Herren, bitte um keinen Zank auf der Probe; was wünschen Sie, Herr Handor, das Herr Rebe thun soll?"

„Sich regen, den Arm hinauswerfen, wenn er die Worte sagt: „und warf's in die Flammen." Er muß seinem Mitspieler eine Andeutung geben."

„Ich glaubte, Sie brauchten nur das Stichwort," sagte Rebe ruhig; „zum Telegraphiren eignet sich die Rolle nicht."

„Herr," rief Handor gereizt, „für einen Menschen, der kaum einen Stuhl heraustragen

kann, ist diese Antwort einem Künstler gegenüber unverschämt!"

„Herr Handor....!"

„Herr Handor," rief auch der Regisseur, von seinem Stuhle aufspringend, „entweihen Sie die Kunst nicht durch solche Reden; Sie haben sich überhaupt gegen das Bühnenreglement vergangen, und ich muß Sie in Strafe nehmen!"

„Nennen Sie denn das eine Probe," rief Handor heftig, „wenn ich nicht einmal Statisten zurechtweisen darf, wie sie sich zu benehmen haben?"

„Herr Handor," rief aber jetzt auch Rebe gereizt, „ich werde Ihnen nach der Probe sagen, was ich von Ihnen denke — hier füge ich mich den Gesetzen!"

„Meine Herren," bat der Regisseur, „Sie gehen mir zu sehr in den Charakter Ihrer Rollen ein, und es ist nur ein Glück, daß Ihnen der Requisiteur noch nicht die Dolche und Pistolen geliefert hat. Bitte, noch einmal das Stichwort — Herr Rebe, Ihres mein' ich — „und warf's in die Flammen."

Rebe gehorchte ziemlich mürrisch dem Befehle, und Handor ärgerte ihn noch mehr dadurch, daß er die Worte: „Fort, Ungeheuer, laß Dich nim-

mer unter meiner Bande sehen!" mit ganz besonderer Betonung sprach. Es war aber für den Augenblick nichts dagegen zu machen und er mußte abgehen, während Karl Moor seinen späteren Monolog mürrisch und in den Bart hinein sprach.

Schufterle kam von da an nur noch ein einziges Mal vor und hätte weggehen können; aber er blieb, um das Ende der Probe abzuwarten, wo aber noch einmal ein Streit vorfiel, und zwar mit der ersten tragischen Liebhaberin selber.

In der Scene zwischen Karl Moor und Amalia, wo Handor sehr zerstreut spielte — wie er denn überhaupt nach des sehr gewissenhaften Regisseurs Ausspruch heute gar nicht bei der Sache war —, hatte er bei den Worten: „Wie, mein Fräulein, wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählen könnte?" den Arm von Fräulein Rottenhöfer so fest und plötzlich gefaßt, daß eine Schnur von imitirten Perlen, die sie am Handgelenk trug, zerriß und ein paar der zerdrückten Perlen ihr die Haut ritzten.

Die Dame wurde heftig und behauptete, daß er sie in der Scene gar nicht anfassen dürfe, und er erwiederte ihr ziemlich kurz, ob sie glaube,

daß er den Charakter seiner Rolle nicht verstehe; übrigens wolle er ihr die Perlen bezahlen.

Es gab dann noch einen Auftritt, wo sich der Director selber in's Mittel legen mußte, denn Fräulein Rottenhöfer erklärte, nicht mit einem so rohen, ungebildeten Menschen spielen zu wollen.

Handor murmelte ein Wort zwischen den Zähnen durch, das wie „Gans" klang und keinesfalls in seiner Rolle stand, wonach die Dame dann nichts Besseres thun konnte, als in Ohnmacht zu fallen.

Daß Handor durch dies Alles nicht in die beste Laune gerieth, läßt sich denken, und die wurde nicht erhöht, als die Probe, welche heute fast bis zwei Uhr gedauert hatte, endlich vorüber war und er vor dem Theater auf Rebe traf, der ruhig zu ihm hinging und ihn anredete.

„Herr Handor, auf ein Wort."

„Was wollen Sie?" fragte der erste Liebhaber kurz.

„Nichts weiter, als Genugthuung für Ihre Beleidigung heute."

„Genugthuung?"

„Sie verstehen doch, was ich damit meine."

„Sie sind ein Narr, Rebe!" sagte Handor

und wollte sich von ihm abdrehen. So wohlfeilen Kaufes kam er aber nicht davon.

„Dann erkläre ich Sie für einen feigen Lump, Herr Handor!“ sagte der junge Mann, der kreidebleich vor innerer Aufregung geworden war und vor Wuth zitterte.

Handor biß die Zähne zusammen.

„Gut, Sie sollen Ihre Genugthuung, wie Sie's nennen, haben, Sie verdienen eine Züchtigung, aber nicht jetzt. Sie wissen, was wir in nächster Woche vorhaben; die Vorstellung des „Hamlet“ dürfen wir nicht stören, wenn Sie auch vielleicht entbehrt werden könnten. Nach dem „Hamlet“ stehe ich Ihnen zu Diensten.“

„Gut denn, also nach der Vorstellung oder am nächsten Morgen.“

Handor nickte nur, drehte ihm den Rücken zu und ging die Straße hinunter.

Gerade am Theater vorüber war Pfeffer gekommen, und wenn auch noch nicht nahe genug, um die Worte zu verstehen, hatte ihm doch der Sinn nicht gut entgehen können.

„Das ist recht, Herr Horatius Cocles,“ sagte er, während er vor ihm stehen blieb und ihn starr ansah, „das wäre allerdings die leichteste Manier, Jemandes Rollen zu bekommen, wenn

man ihn einfach todtschießt. Sind Sie denn ganz des Teufels, Mensch, und wollen Sie sich mit Gewalt Ihre Carrière verderben?"

„Herr Pfeffer!"

„Ach was, Pfeffer hin, Pfeffer her, es pfeffert sich was! Wo wollen Sie denn hin, wenn man Ihnen hier den Contract kündigt?"

„Meine Ehre gilt mir höher als mein Leben!" rief der junge Mann stolz.

„Puh, so viel dafür!" rief der alte Mann verächtlich; „wenn Ihnen so ein Lump Ihre Ehre nehmen kann, so wär's nicht der Mühe werth, sie aufzuheben! Und all' das andere Unheil, welches Sie nachher anrichten — he?"

„Andere Unheil?" sagte Rebe traurig. „Haben Sie mir nicht selber Ihr Haus verboten, Herr Pfeffer, und glauben Sie, daß außerdem auch wohl ein einziges Auge naß würde in ganz Haßburg, wenn ich — von hier fortginge oder stürbe?"

„Puh!" sagte Pfeffer wieder, sah eine Weile vor sich nieder, schob dann beide Hände in seine Taschen und schritt der eigenen Wohnung zu.

Fürchtegott Pfeffer stieg auch direct hinauf in sein eigenes Zimmer und lief dort, ohne den Hut abzunehmen, die Hände auf den Rücken

gelegt und aus Leibeskräften vor sich hin pfeifend, in dem kleinen Gemache mit einer wahren Vehemenz auf und ab. Sein Spaziergang war dabei ein keineswegs unbehinderter, denn überall lag bald ein Haufen Manuscripte, bald Bücher und Zeitungen, die ihm kein Mensch anrühren durfte, im Wege. Unverdrossen stieg er aber über das Alles weg, herüber und hinüber, und war so mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, daß er gar nichts weiter hörte noch sah.

„Was mag nur der Onkel heute haben?" sagte Jettchen, die mit eisernem Fleiß an ihrer Arbeit saß. Zu jenem, zu Ehren des Erbprinzen bestimmten Balle hatte sie nämlich eine solche Masse von Aufträgen bekommen und Bestellungen auf Blumen waren so von allen Seiten eingelaufen, daß das arme Kind schon die ganze Nacht durcharbeiten mußte, um nur Alle zu befriedigen und ja keine Kunden zu verlieren. Du lieber Gott, im Sommer, wo der Schöpfer ja da draußen seine herrlichen, frischen und duftenden Blumen wachsen ließ, war die Arbeit überdies nur sehr spärlich und der Verdienst so klein — da durfte man sich schon eine so glückliche Gelegenheit nicht entgehen lassen!

Die Mutter lag wieder auf dem Sopha; sie

befand sich etwas besser heute, war aber noch immer sehr schwach und angegriffen.

„Ich weiß es nicht," sagte sie leise; „wahrscheinlich wieder ein Aerger auf der Probe."

„Wenn er so pfeift, ist er immer sehr böser Laune," seufzte Jettchen; „aber jetzt kommt er ja gar nicht von der Probe; er war doch vorhin schon zum Essen da, und hat in den letzten Acten nichts zu thun."

„Laß ihn nur, mein Kind," lächelte die Frau wehmüthig; „bei solchen Gelegenheiten pfeift er sich gewöhnlich ordentlich aus, und nachher ist er wieder guter Laune; nur stören darf man ihn nicht darin."

„Es ist doch auch wirklich ein leidiges Leben beim Theater," sagte das arme Mädchen leise; „immer nur Aerger und Streit, als ob die Leute gar nicht friedlich neben einander leben könnten, und Abends, wenn dann die Lichter angezündet sind, merkt man gar nichts davon und Alles schwelgt in Glanz und Freude."

„Es ist Alles falsch, mein Herz," nickte die Mutter leise vor sich hin, „Alles; aber nicht allein auf dem Theater, Kind, wo sie sich draußen auf der Bühne vor dem Publikum in den Armen liegen und sich hinter den Coulissen nachher

alles gebrannte Herzeleid anthun — im wirklichen Leben machen sie's auch nicht viel besser. Vor der Welt, die da das Publikum ist, ja, da glänzt und schimmert Alles, und hinter den Coulissen — das heißt im eigenen Hause, im eigenen Familienkreise, worin erst recht Liebe und Freundschaft, Friede und Eintracht herrschen sollten — da säet der böse Feind sein Unkraut aus, und Jammer und Elend sind die Folgen."

„Aber bei uns doch nicht, Mama," sagte herzlich das junge Mädchen.

„Nein, Kind, bei uns nicht," seufzte die Frau, deren Erinnerungen weit zurückgeschweift waren. Wir, mein Herz, erscheinen aber auch nicht mehr draußen vor dem Publikum, vor der Welt; wir haben uns hier unsere eigene kleine Welt gegründet und — Erfahrung genug im Leben gesammelt, um uns die nicht selber muthwillig zu zerstören. Gebe nur Gott, daß uns die Welt da draußen eben so wenig beachtet, wie wir sie!"

Henriette schwieg und wandte langsam den Kopf zur Seite, daß die Mutter, wenn sie zufällig einmal herüber sah, nicht die verrätherische Thräne bemerken sollte, die ihr im Auge blitzte; sie wäre ja sonst noch trauriger geworden.

„Na, Guste, wie geht's?" sagte plötzlich

Pfeffer, der den Kopf in die Thür steckte. „Ein bischen besser?"

„Ich danke Dir, Fürchtegott; komm' doch herein."

„Ich rauche."

„Die Fenster stehen ja auf, da thut mir der Rauch nicht weh."

„Hm," sagte Pfeffer, der jetzt in's Zimmer trat, die Thür hinter sich zuzog und dann zum Sopha ging, „Du siehst immer noch höllisch angegriffen aus — und der Heidenlärm da draußen! Wenn ich nur dem einen Kerl mit seiner Mordgeschichte den Hals umdrehen könnte, nachher wär' ich zufrieden."

„Ja, Onkel," lächelte Henriette, „und dann würde die Polizei kommen und Dich einsperren und köpfen lassen, und nachher malte dann ein Anderer Deine Geschichte, und die würde dann auch abgesungen, von dem furchtbaren Halsabdreher Fürchtegott Pfeffer."

„Was die Mamsell nicht weiß!" sagte der Onkel, indem es ihm aber doch wie ein Lächeln über das Antlitz zuckte; „hol' mich Dieser und Jener, Thierquälerei wird bestraft, aber Menschenquäler dürfen überall frei umherlaufen und haben sogar noch die Unverschämtheit, Geld dafür

einzu— aber alle Teufel," unterbrach er sich überrascht, als er, während er sprach, zu Jettchens Tisch getreten war und dort ihre Arbeit erblickte, „den Kranz hast Du ja erst gestern Abend angefangen, als ich zu Bette ging, Mädel, was zum Henker, Du hast doch nicht die ganze Nacht daran gesessen?"

„Lieber Onkel," sagte Henriette bittend, „sei nicht böse, aber — die Zeit drängte so — bis zu dem Ball, der in der nächsten Woche sein soll, ist noch so viel bestellt..."

„Und wie Du aussiehst, bleich und angegriffen; das geht nicht, Schatz, das geht wahrhaftig nicht, das darf ich nicht leiden!"

„Ich habe sie auch gebeten, zu Bett zu gehen," sagte die Mutter, „aber der Trotzkopf wollte nicht."

„Wenn der Ball erst vorüber ist, schlafe ich dafür eine ganze Woche," lächelte Henriette; „denke nur, Onkel, was für hübsches Geld ich dabei verdiene."

Pfeffer antwortete nichts. Er stand am Fenster, blies Ringe hinaus und klopfte dabei mit der Fußspitze den Boden, als die Thür plötzlich aufgerissen wurde, Fräulein Bassini den Kopf in's Zimmer steckte und hereinrief: „War er schon hier?"

„Wer?“ rief Pfeffer, sich scharf auf dem Absatz herumdrehend. „Was, zum Teufel, kommst Du denn so in's Zimmer gestürmt — weißt Du denn nicht, daß Deine Schwester krank ist? Wer soll hier gewesen sein?“

„Nun, der Graf,“ sagte die Dame, die Thür hinter sich zuziehend.

„Der Graf — bei Dir rappelt's wohl? Was für ein Graf?“

„Also, so wißt Ihr noch gar nichts?“

„Na, jetzt hör' einmal mit Deinem Schnack auf,“ brummte Pfeffer; „thu' Deine Gartenanlage vom Kopf herunter und setze Dich auf Deinen — hätte bald 'was gesagt. Steckt in dem Frauenzimmer eine Unruhe — Apropos, hast Du mir meine Dose wieder mitgebracht?“

„Nein, die hab' ich heilig vergessen — aber Fürchtegott, Auguste, Jettchen, wißt Ihr denn, wer bei mir war?“

„Ach schnack keinen Unsinn; wie können wir wissen, wer bei Dir gewesen ist,“ rief Pfeffer — „vielleicht der Friseur mit einer neuen Perrücke?“

„Grobian! Ein Graf war bei mir, ein wirklicher, lebendiger Graf mit Orden — nein, Orden hat er nicht gehabt, das ist wahr; merk-

würdig eigentlich, daß ein Graf blos so, ohne Orden herumgehen kann wie andere Menschen."

„Ob das Frauenzimmer nicht einen Sparren hat wie ein Hebebaum," knurrte ihr Bruder — „und was wollte er?"

„Das räthst Du nicht, und wenn ich Dir ein Jahr Zeit ließe."

„Er wollte Dich wahrscheinlich bitten, auf der Bühne nicht so zu schreien, weil er eine Prosceniums-Loge hat."

„Du bist unausstehlich heute."

„Aber so sag' uns doch nur, was er wollte, Tante, rathen können wir's ja doch im Leben nicht," bat Henriette.

„Das Kind ist viel vernünftiger als Du," erwiederte Fräulein Bassini; „nein, Schatz, rathen könnt Ihr's allerdings nicht, aber er kam, um sich nach Augusten zu erkundigen."

„Nach mir?" rief die Frau.

„Und zu Dir?" sagte Pfeffer.

„Ja, zu mir, Ueberklug, weil er mich für meine Schwester hielt."

„Mit der Perrücke?"

„Herr Gott, der Mensch bringt mich noch zur Verzweiflung!"

„Aber so laß sie doch nur einmal erzählen, Fürchtegott.“

„Na, hindere ich sie etwa daran? Aber bringt sie denn etwas Anderes heraus wie Unsinn? Wenn es der kein Souffleur einbläst, wird sie nie fertig!“

„Du hast einmal wieder Deinen liebenswürdigen Tag, das muß wahr sein; aber ich will mich heute nicht ärgern.“

„Was wollte denn der Graf von mir?“ sagte die Frau, ungläubig dazu mit dem Kopf schüttelnd.

„Ja, das ist ja eben das Wunderbare,“ rief Fräulein Bassini, ganz entzückt, die Trägerin einer solchen Neuigkeit zu sein; „im Auftrag seines Freundes kam er, wie er sagte. Und weißt Du, wer der Freund war? Herr Stelzhammer.“

„O, Du mein Gott!“ sagte die kranke Frau und wurde todtenbleich.

„Sein Freund?“ rief Pfeffer ärgerlich; „das hab' ich mir etwa denken können, und das wird ein sauberer Graf gewesen sein, der Dich besucht hat; vielleicht ein Photo—graf oder ein Tele—graf — ein Freund von dem Lump — na, nun bitt' ich aber zu grüßen — Herr Jesus, was das für ein verrücktes Frauenzimmer ist!“

„Du redest, wie Du es verstehst!“ rief Fräulein Bassini gereizt. „Der Stelzhammer ist in Amerika ein großer, reicher Herr geworden, und das Gewissen schlägt ihn jetzt; er hat den Herrn Grafen gebeten, sich hier nach Dir zu erkundigen, wie es Dir geht, was Du machst und ob es Dir an etwas fehlt.“

„Nein, was das für ein sorgsamer Gatte ist,“ rief Herr Pfeffer, sich mit der rechten Hand auf sein Knie schlagend, „ist erst achtzehn Jahre abwesend und erkundigt sich wirklich schon einmal, wie es seiner Frau geht!“

„Und sind sie nicht vor Gericht geschieden?“ rief Fräulein Bassini, die merkwürdiger Weise nun, da ihr Bruder die Partei nahm, welche sie selber bis jetzt gehalten, auf die entgegengesetzte Seite übersprang. „Ist er denn gesetzlich verpflichtet, sich überhaupt noch um sie zu bekümmern?“

„Jetzt hör' Einer das Frauenzimmer an!“ rief Pfeffer entrüstet. „Hat es denn Jemand von ihm verlangt, he? Hab' ich etwa Deinen Herrn Grafen ersucht, hieher zu kommen? Aber ist ein Mann, wenn er sich auch von seiner Frau scheiden läßt, nicht etwa doch verpflichtet, noch für sie zu sorgen? Oder glaubst Du etwa, daß da jeder Lump herkommen und heirathen, und sich dann wieder

scheiden lassen kann und weglaufen darf wie die Sau vom Trog?"

„Du bist und bleibst ein Grobian — und wenn er es nun bereut?"

„Zeit wär's, brummte Pfeffer; aber nun erzähle einmal vernünftig, wenn Dir das irgend möglich ist, was der Fremde wollte und weshalb er zu Dir kam."

„Eigentlich waren es Zwei," berichtete Fräulein Bassini, „aber aus dem Zweiten bin ich nicht klug geworden; ich glaube, es muß der Kammerdiener gewesen sein. Er hat auch den Mund die ganze Zeit nicht aufgethan — ein kleiner, dicker Mensch mit einer Glatze wie der Tisch groß."

„Na, so lüg' Du und der Teufel!"

„Und das Andere war ein Graf?" fragte Henriette.

„Was ich Dir sage, Kind, hier habe ich noch seine Karte," fuhr Fräulein Bassini, in ihrer tiefen Tasche danach suchend, fort; „da, da steht's: Felix Randolph, Graf von Rottack — da steht's gedruckt, und nun wirst Du's doch glauben, Bruder Thomas?"

Pfeffer nahm die Karte, besah sie, schüttelte mit dem Kopf und warf sie dann auf den

Tisch. „Und was wollte er eigentlich?“ fragte er hierauf.

„Weiter nichts, als sich nach Augusten erkundigen. Er hätte Auftrag, wie er sagte, von seinem Freunde Stelzhammer in Amerika, hier Nachforschungen anzustellen, und wie er erfuhr, daß ich nur die Schwester wäre — denn es scheint, daß er mich für Auguste hielt —, stand er auf und sagte, er würde selber hieher gehen.“

„Zu uns hieher?“ fragte die Frau erschreckt.

„Na, er wird uns auch nicht beißen,“ brummte Pfeffer; „neugierig wäre ich aber doch, was der Patron, Dein sauberer Mann, eigentlich will. Sollte mich gar nicht wundern, wenn er Geld brauchte, und uns anpumpen möchte.“

„Aber Onkel!“

„Liebes Kind,“ brummte Pfeffer, „es sind schon närrischere Dinge in der Welt vorgekommen, das wäre nicht das Tollste; komisch wär's aber, so viel ist richtig, und ein Hauptspaß dabei, denn dem Grafen wollt' ich heimleuchten!“

„Wie kannst Du nur so reden, Fürchtegott,“ bat die Frau, „weißt Du nicht, daß Du mir entsetzlich weh damit thust?“

„Ach was," sagte der Mann, aber doch jetzt mit mehr Gutmüthigkeit im Ton, „ich weiß wohl, daß Du immer seine Partie genommen hast."

„Er war auch von Herzen gut," sagte die Frau, „recht gut und brav, nur entsetzlich leichtsinnig, und wir Beide noch damals so jung; Gott nur weiß, wie schlimm es ihm auch vielleicht in der Welt ergangen ist."

„Nicht schlimmer, wie er's verdient hat!" polterte Pfeffer heraus. „Aber wann war denn der Graf eigentlich bei Dir, Lise?"

„Ach, vor kaum einer halben Stunde," rief Fräulein Bassini, und denke Dir nur, ich war noch gar nicht angezogen; ich hatte den ganzen Morgen studirt und noch keine Toilette gemacht, saß am Clavier und phantasirte ein wenig — auf einmal geht die Thür auf und der Graf guckt herein. Ich dachte, der Schlag sollte mich auf der Stelle rühren."

„Ein Wunder nur, daß er den Grafen nicht gerührt hat, wenn er Dich im Negligé gesehen!" lachte Pfeffer.

„Aber Onkel!"

„Dein Negligé ist freilich schöner," rief Fräulein Bassini, „mit dem Schlafrock, der kle-

ben bleibt, wenn man ihn an die Wand wirft, und Deinem alten, ekelhaften Tabaksgestank! Aber um mich ärgern zu lassen, bin ich nicht hergekommen, rief sie, von ihrem Stuhl aufstehend; „nur Augusten wollte ich die Nachricht bringen — mit Dir habe ich weiter nichts zu thun!" — Und wirklich böse gemacht, schoß sie der Thür zu.

„Vergiß das nächste Mal die Schnupftabaksdose nicht!" rief ihr der Bruder nach, und Fräulein Bassini riß, verächtlich den Kopf zurückwerfend, die Thür auf, als sie plötzlich einen tiefen, ehrfurchtsvollen Knix nach außen machte und dann flüsternd, aber deutlich genug in das Zimmer zurückrief:

„Der Graf!"

10.
Graf Rottack bei Pfeffers.

„Und was nun," sagte Felix, als sie mitsammen die Straße hinabschritten und Jeremias noch einen scheuen Blick hinter sich warf, als ob er fürchte, daß ihnen diese entsetzliche orangefarbene Dame folgen könne — „wollen wir zu Pfeffers?"

„Herr Graf," stöhnte der kleine Mann, „ich bin es jetzt nicht im Stande — ich gebe Ihnen mein Wort, ich habe in der Viertelstunde da oben bei dem schrecklichen Frauenzimmer, meiner Fräulein Schwägerin, mehr ausgestanden, als ob ich die ganze Zeit über auf einer Folterbank gesessen hätte!"

„Aber wußten Sie denn nichts von dieser Schwester?"

„Ich wußte, daß meine Frau eine Schwester hatte, habe sie aber nie gesehen, denn sie war

damals schon lange beim Theater und irgendwo im Preußischen an einer kleinen Bühne engagirt, hatte sich auch nie mit ihrer jüngeren Schwester vertragen können."

„Und der Bruder?"

„War Komiker an unserem Theater, entzweite sich aber ebenfalls mit meiner damaligen Frau, weil er gegen unsere Heirath gerathen, und hielt keinen Verkehr mit uns."

„Sie müssen damals ein sauberer Zeisig gewesen sein, Jeremias?"

„Reden wir nicht davon," sagte der kleine Mann mit einem aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer; „aber es ist ja nun vorbei und ich brauche doch wenigstens nicht mit einer Schwägerin gestraft zu werden, wenn ich nicht einmal eine Frau habe."

„Aber was wollen Sie jetzt thun? Jene Dame wird unfehlbar ohne weiteren Zeitverlust zu ihrer kranken Schwester laufen und sie alarmiren."

„Die wär's im Stande."

„Darauf können Sie sich fest verlassen," sagte Felix, „und ich bin überzeugt, daß sie selbst in diesem Augenblick in aller Hast ihre Toilette macht. Was dann?"

„Und wenn ich selber hingehe, jage ich der armen Frau vielleicht den Tod vor Schrecken ein, denn — hübscher bin ich nicht geworden."

„Hören Sie, Jeremias," sagte Graf Rottack, nach seiner Uhr sehend, „ich habe etwa noch eine halbe Stunde Zeit und die Sache einmal begonnen. Ich werde allein zu jenem Herrn Pfeffer hinaufgehen und sehen, wie Alles steht."

„Ach, mein bester, herrlichster Herr Graf, wenn Sie das für mich thun wollten — sehen Sie, schicken Sie mich nachher durch die Hölle, wie den seligen Tamino durch Feuer und Wasser, wohin Sie wollen, ich springe mitten hinein!"

„Aber Alles kann ich doch nicht thun, Jeremias," sagte Rottack, „ja, im Gegentheil würde meine Gegenwart später nur störend sein — nachher müssen Sie allein gehen."

„Ja gewiß, mit dem größten Vergnügen!" rief der kleine Mann, dem der Angstschweiß auf der Stirn stand — „erzählen Sie nur vorher die Geschichte; sagen Sie ihr, wie ich geschafft und gearbeitet habe und ein ordentlicher Kerl geworden bin, und bitten Sie, daß sie — nicht mehr böse auf mich ist und mir wenigstens erlaubt, ihr zu helfen."

„Sie hatten ein Kind, Jeremias?"

„Ja, ein Mädchen," sagte dieser kleinlaut.

„Sie wird herangewachsen sein — und kennt den Vater nicht einmal."

„Lieber, bester Herr Graf, thun Sie mir den einzigen Gefallen und reden Sie nichts weiter, ich verliere sonst das kleine bischen Verstand — es ist wahrhaftig nicht viel, was mir noch übrig geblieben ist — gehen Sie hinauf, und ich werde indessen hier unten auf und ab laufen."

„Aber wo ist denn das Haus?"

„Hier muß es irgendwo sein, dies ist wenigstens die Straße, und — holla, sehen Sie wohl, Sie hatten recht — da brennt meine orangefarbene Schwägerin eben hinein — ich kenne sie an der Haartour — glücklicher Weise hat sie uns nicht gesehen."

„Gut, dann will ich ihr wenigstens Zeit lassen, das Eis zu brechen," lächelte Rottack; „kommen Sie, wir wollen erst noch einmal die Straße hinab und wieder zurück gehen, und nachher besuche ich Ihre Verwandten."

„Und ich laufe unterdessen hier Spießruthen."

„Das fällt zu sehr auf. Dort drüben ist ein Bierlocal, gehen Sie da hinein und setzen Sie sich an's Fenster, daß Sie die Thür im Auge behalten."

„Das ist recht," sagte Jeremias, mit Allem einverstanden, was ihm nur das erste Bahnbrechen seines schweren Schrittes ersparte, und als sie Fräulein Bassini hinlänglich Zeit gelassen zu haben glaubten, ihre Neuigkeit anzubringen, und zu dem Eingang des Hauses zurückkehrten, trat Graf Rottack seinen nicht eben leichten Gang an. Jeremias aber, dem erlassenen Rath zufolge, postirte sich an das innere Fenster des benachbarten Wirthshauses und trank in Gedanken und Herzensangst ein Glas Bier nach dem andern.

Der junge Graf stieg indessen langsam die Treppe hinauf. Unten im Hause hatte er schon erfahren, daß Herr Pfeffer im zweiten Stock wohne, und wie er dort oben den Vorsaal erreichte, wußte er augenblicklich, wohin er sich zu wenden habe, als er das überraschte Gesicht und die orangefarbene Gestalt der Dame in der freilich gleich wieder zugeschlagenen Thür entdeckte.

Rottack war aber nicht der Mann, um schüchtern eine Einladung abzuwarten. Er ging ohne Weiteres auf die Thür zu, klopfte an und öffnete dieselbe auf das laute, etwas barsche „Herein!" Pfeffer's. Dieser hatte nämlich keine Zeit gehabt, in sein Zimmer zu gehen und den

alten Schlafrock auszuziehen, da er vorher erst den Vorsaal hätte passiren müssen, und drückte sich nun, als der Fremde eintrat, vorsichtig an der Wand hin, um diesen Fehler so rasch als möglich zu verbessern. Der Schlafrock war wirklich in gar so desolaten Umständen.

„Ich habe das Vergnügen, mit Herrn Pfeffer zu sprechen? Ah, mein Fräulein, ich hatte schon vorher die Ehre...."

„Ja, mein Herr," sagte Pfeffer, der sich hier keine Blöße geben durfte, „mein Name ist Pfeffer — Fürchtegott Pfeffer."

„Und Ihre Frau Gemahlin? — Bitte, bleiben Sie liegen, Madame, ich möchte um Alles in der Welt Sie nicht derangiren, und muß so schon um Verzeihung bitten, so ohne Weiteres eingetreten zu sein!"

„Bitte — nein, nicht meine Frau, meine Schwester Auguste — dies meine Schwester Lise — Elise wollt' ich sagen — dort meine Nichte Henriette — mit wem hab' ich die Ehre?"

„Mein Name ist Rottack, und wenn ich mich hier in eine Familienangelegenheit dränge — denn ich darf wohl annehmen, daß Ihnen das Fräulein hier schon die Ursache meines Besuches mitgetheilt hat — so mag mich das entschuldigen,

daß ich es in bester Absicht und in der Hoffnung thue, einen günstigen Erfolg für beide Theile zu erzielen."

„Aber wollen Sie sich nicht setzen, Herr Graf?" rief Fräulein Bassini und schritt nach dem Fenster zu, um dort einen leeren Stuhl zu holen.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein!" rief Rottack und sprang ihr zuvor, während Pfeffer ein sauer-komisches Gesicht bei dem Worte „gnädiges" zog, den Moment aber auch benutzte, zur Thür hinaus zu fahren — „Sie erlauben mir wohl...."

Er hatte den Stuhl erfaßt, als sein Blick auf die Arbeit Henriettens fiel, die neben ihrem Arbeitstisch in ängstlicher Spannung aufgestanden war.

„Ah, mein liebes Fräulein, wie reizend und geschmackvoll Sie arbeiten! Die Blumen könnten wahrhaftig eben so gut in Paris gemacht sein — der Kranz ist prachtvoll!"

„Sie sind zu gütig, Herr — Graf," flüsterte Henriette beschämt und tief erröthend — „ich habe sehr rasch daran arbeiten müssen."

„Wirklich vortrefflich," fuhr Rottack fort,

den Schmuck aufnehmend und gegen das Licht haltend.

„Nicht wahr, Jettchen arbeitet hübsch?“ sagte Fräulin Bassini, die ebenfalls zum Tisch getreten war und sich in dem Lobe der Nichte mit geschmeichelt fühlte — „ja, das macht ihr Keine hier nach — und so rasch, Sie glauben es gar nicht!“

„Dürfte ich da Ihre Zeit wohl auch einmal in Anspruch nehmen, mein liebes Fräulein,“ sagte der junge Mann, „und Sie um einen Kranz von diesen Veilchen und solchen Maiblumen bitten? Ich weiß, daß ich große Freude damit anrichten würde.“

„Ja, Herr Graf,“ sagte in dem Augenblick Pfeffer, der mit einer noch nie entwickelten Schnelligkeit seinen drüben mitten in's Zimmer geschleuderten Schlafrock abgeworfen und den langen braunen Rock angezogen hatte — „aber nur jetzt nicht; das Mädel hat sich schon halb caput zu dem verdammten Ball gearbeitet....“

„Ich werde Sie nicht drängen,“ lächelte Rottack, „und wenn ich den Kranz erst in vier oder sechs Wochen bekomme.“

„Sie sollen ihn noch früher haben,“ lächelte

Henriette freundlich; „nur die nächsten Tage bin ich so sehr beschäftigt.“

„Und was war es nun, Herr Graf, was Sie uns zu sagen wünschten?“ platzte Fräulein Bassini heraus, die ihre Ungeduld, das erwartete Geheimniß zu hören, nicht länger bezähmen konnte.

„Sie haben recht, mein Fräulein,“ sagte Rottack ernst. „Herr Pfeffer, ich habe Ihrer Frau Schwester eine wichtige Mittheilung zu machen, was eigentlich unter vier Augen geschehen sollte; da aber die arme Dame leidend ist, so erbitte ich mir Fräulein Henriettens — nicht wahr, das war der Name der jungen Dame? — Fräulein Henriettens Gegenwart dazu aus, da sie ja selber mit interessirt dabei ist.“

„Sehr wohl, Herr Graf,“ sagte Pfeffer, der die Andeutung nicht mißverstehen konnte — „na, komm so lange mit zu mir hinüber, Lise.“

„Aber wir gehören doch eigentlich mit zur Familie!“ rief Fräulein Bassini, von dem Gedanken empört, daß sie schon wieder nichts erfahren sollte.

„Na, komm nur, Alte,“ lachte Pfeffer, „das hilft Dir nichts, ich lasse Dich drüben nicht einmal horchen — aber noch Eins, Herr Graf —

bitte, machen Sie's kurz und regen Sie mir die Guste nicht zu sehr auf; sie zittert jetzt schon am ganzen Leibe!"

„Ich habe ihr nichts Trauriges mitzutheilen, mein lieber Herr," sagte Rottack freundlich — „seien Sie versichert, daß Alles, was ich zu sagen habe, auf die schonendste Weise gesagt werden wird."

„Bon," sagte Pfeffer, und Fräulein Bassini — die doch nicht mit Gewalt da bleiben konnte, obgleich sie einmal nicht übel Lust dazu zu haben schien — bei der Hand nehmend, verließ er mit ihr das Zimmer.

„Jettchen!" rief die Frau.

„Meine liebe, liebe Mutter!" rief Henriette, flog an ihre Seite und kniete vor ihr am Sopha nieder.

„Beruhigen Sie sich, verehrte Frau," sagte Rottack herzlich, „ich habe Ihnen eine recht gute Mittheilung zu machen. So erfahren Sie denn vor allen Dingen, daß ich Ihre Familienverhältnisse genau kenne und sogar persönlich befreundet mit ihrem geschiedenen Manne bin..."

„Und er lebt?" sagte die Frau zitternd.

„Er lebt," nickte Rottack freundlich, „und hat nicht allein seine frühere übereilte Handlung

tief und aufrichtig bereut, sondern auch Alles gethan, was in seinen Kräften steht, um sie, so weit es irgend möglich ist, wieder gut zu machen."

„Und so lange Jahre habe ich nichts von ihm gehört — hat er nicht ein einziges Mal nach seinem Kind gefragt?"

„Meine liebe, gute Mutter, rege Dich nur nicht auf!"

„Aber wo ist er?" fragte die Frau — „wird er nie wieder nach Deutschland zurückkommen?"

„Würden Sie ihm verzeihen, wenn er wiederkehrte?"

„Was kann ich ihm verzeihen," sagte die Frau traurig — „wir waren Beide damals jung und unerfahren, trugen Beide wohl vielleicht gleichviel Schuld — ich — hatte mir nur nie gedacht, daß er mich so ganz vergessen könnte."

„Und wenn ich Ihnen sage, daß er Sie nicht vergessen, daß er da drüben im fremden Land geschafft und gearbeitet hat wie ein braver, ehrlicher Mann, daß es ihm anfangs sauer, recht sauer wurde, daß er sich aber keine Mühe verdrießen ließ, bis er endlich doch seinen Zweck erreichte und nicht allein durch eisernen Fleiß, sondern auch glückliche Speculation und Umsicht

ein Vermögen erwarb, mit dem er anständig hier in Deutschland leben könnte?..."

„Und in seinem Glück hat er unserer gedacht?" sagte die Frau leise und faltete wie unwillkürlich die Hände.

„Mehr als das," fuhr Rottack herzlich fort; „es ließ ihm drüben in Brasilien keine Ruhe. Immer stand das Bild seiner verlassenen Familie vor ihm, und wie er sich endlich ein freier, unabhängiger Mann wußte, verließ er die Fremde und kehrte nach Deutschland zurück."

„Er ist hier?" rief Henriette rasch, und die Frau deckte ihr bleiches Antlitz mit den Händen.

„Er ist hier," sagte Rottack leise, „hier in der Stadt, und hat mich, der ihn drüben in Brasilien kennen lernte, zu Ihnen hergesandt, um Sie zu fragen, ob Sie ihm verzeihen wollen — ob er sein Kind wiedersehen darf."

Henriette hatte ihr Antlitz an der Mutter Schulter geborgen, und diese antwortete nicht; sie lag still und regungslos, aber die großen, hellen Thränen liefen ihr, unter den Fingern weg, an den bleichen Schläfen nieder und netzten das Kissen, auf dem sie lag.

„Nicht wahr, der Vater darf wiederkommen, liebe, liebe Mutter?" bat das Kind, indem sie

die Weinende heftig umschlang — „hast Du nicht manche lange Nacht in Thränen zugebracht, daß er fort war, und mir oft gesagt, wie er sich freuen würde, wenn er mich, sein Jettchen, einmal sehen könnte? — Und dann wird es Dir auch besser gehen," flüsterte sie ihr leise zu, „Du wirst gesund und kräftig werden und brauchst keine Sorge mehr zu tragen, Dir nichts mehr zu versagen, wie doch so oft bisher..."

Die Frau nahm die Hände von den Augen, öffnete ihre Arme, umschloß ihr Kind damit und preßte die Lippen auf ihre heiße Stirn.

„Ja, mein Kind," sagte sie dabei leise, „er darf wiederkommen — wir haben Beide recht viel ohne einander ausgestanden, recht viel, der Eine mehr, der Andere weniger — aber wir haben uns doch einmal geliebt, und es ist gut, wenn wir da nicht in Groll von einander scheiden."

„Meine liebe, gute, gute Mutter!"

„Aber nicht heute," fuhr die Mutter fort, „nicht heute — die Nachricht hat mich doch zu sehr angegriffen — ich würde es vielleicht nicht ertragen, oder Jeremias doch zu sehr erschrecken, wenn er mich gar so elend fände — heute nicht, aber morgen früh. Es ist besser so für uns Beide — wir haben Beide Zeit, uns zu sammeln

und darauf vorzubereiten — nicht wahr, er kommt nicht heute, lieber Herr?"

„Er soll nicht heute kommen, verehrte Frau," sagte Rottack, der mit inniger Rührung die Bewegung von Mutter und Tochter beobachtet hatte, aber Zartgefühl genug besaß, um kein Wort da hinein zu reden. „Sie dürfen sich nicht zu sehr anstrengen und aufregen, aber seien Sie auch versichert, daß Sie Ihre Freundlichkeit nicht bereuen werden. Jeremias ist ein braver, tüchtiger Mann geworden, älter zwar und ziemlich wohlbeleibt — wenn Sie noch ein anderes Bild von ihm in der Erinnerung tragen —, aber durchaus brav und ehrlich, und er könnte glücklich sein, wenn ihn die Reue über das Vergangene nicht bis jetzt hätte zu keinem Frieden kommen lassen."

Henriette hatte, während er sprach, zu ihm aufgesehen, und freudige Dankbarkeit über die guten Worte glänzte dabei in ihren Zügen.

„Und wie sollen wir Ihnen je dafür danken, daß Sie sich fremder, armer Leute mit solcher Liebe und Güte annehmen?" sagte sie herzlich.

„Mir, mein liebes Fräulein, haben Sie gar nicht zu danken," lächelte Rottack; „es ist einmal meine Bestimmung auf der Welt, mich eigentlich

um lauter Sachen zu bekümmern, die mich gar nichts angehen, und um so mehr durfte ich hier die Hand bieten, wo ich Ihren Vater seit langen Jahren kenne und in seinem Wirken und Schaffen beobachtet habe, ohne freilich damals zu ahnen, welchen Verpflichtungen er sich hier entzog. Und darf ich ihm jetzt wenigstens einen Gruß von Ihnen bringen?"

„O, einen recht herzlichen!" rief Henriette.

„Er mag kommen," nickte die Frau, „morgen früh um zehn Uhr — nicht früher — ich will ihn dann erwarten. Grüßen Sie ihn auch von mir, lieber Herr, sagen Sie ihm aber auch, wie Sie die junge Frau, die er verlassen hat, wiedergefunden haben — er soll nicht erschrecken — ich bin recht alt und schwach in den Jahren geworden."

„Aber jetzt wirst Du wieder gesund werden, Mütterchen."

„Wir wollen's hoffen, Kind," sagte die Frau leise.

„Und jetzt überlasse ich Sie sich selber," rief Rottack, „und wenn Sie mir erlauben, komme ich später noch einmal mit Freund Jeremias her, um zu sehen, wie es Ihnen geht, und —

um mich nach dem Kranze zu erkundigen, mein liebes Fräulein."

„Und den Vater?"

„Schicke ich Ihnen morgen früh um zehn Uhr mit dem Glockenschlage."

Und damit hatte er seinen Hut aufgegriffen und das Zimmer schon verlassen, ehe die Frau noch einmal recht wußte, daß er gegangen war.

Kaum trat er aber unten aus dem Hause auf die Straße, so sah er auch, wie Jeremias am Fenster drin in die Höhe fuhr, und er schritt jetzt, um nicht von oben aus noch vielleicht beobachtet zu werden, rasch die Straße hinab, wo ihn der ihn Erwartende schon leicht einholen konnte.

Dieser kam aber noch nicht so rasch aus dem Haus hinaus. Wie er den jungen Grafen nur aus der Thür kommen sah, von welcher er die ganze Zeit kein Auge verwandt, sprang er in die Höhe, griff seinen Hut auf und wollte, alles Andere vergessend, aus der Thür hinausfahren.

„Holla," rief da der Kellner, ihm rasch in den Weg springend, „erst bezahlen und dann fortlaufen!"

„Ja so," sagte Jeremias ganz bestürzt, „das hätte ich beinahe vergessen."

„Ja wohl, kennen wir schon," lächelte der

unverschämte Bursche — „merkwürdig, was die Leute jetzt beim Jahrmarkt für ein kurzes Gedächtniß — na, aber," brach er kurz und erstaunt ab, als ihm Jeremias, ohne sich weiter mit ihm aufzuhalten, ein Zehngroschenstück in die Hand drückte, ihn bei Seite schob und aus der Thür schoß — „er wird doch nicht..." — und mißtrauisch sah er sich überall an der Stelle, wo der Fremde gesessen hatte, nach den verschiedenen Gegenständen um, ob er nicht vielleicht „in der Eile" etwas mitgenommen hatte — aber es war noch Alles in Ordnung: das Feuerzeug stand, die Zeitung lag auf dem Tisch, ein Stuhl fehlte auch nicht, Röcke und Hüte hingen dort nicht am Fenster. Der Kellner schüttelte mit dem Kopf, war aber doch vorsichtig genug, das Zehngroschenstück, weches sich ebenfalls als echt erwies, zu wechseln und nur den wirklich verzehrten Betrag des sonderbaren Fremden an die Kasse abzuliefern.

Jeremias hatte sich indeß kaum losgemacht, als er schon wie ein Wetter hinter dem davoneilenden Rottack herschoß.

„Waren Sie oben?"

„Allerdings — kommen Sie erst mit um diese Ecke, Jeremias, daß wir vom Hause aus

nicht mehr gesehen werden können — so, jetzt dürfen wir langsam gehen. Ich war oben, Freund, und habe Ihre Frau — und Tochter gesprochen."

„Meine Tochter!" seufzte der kleine Mann aus tiefster Brust — „wie — wie merkwürdig das klingt — meine Tochter — und darf ich hinauf?"

„Ja — aber nicht heute."

„Gott sei Dank!" stöhnte Jeremias, dem damit ein ordentlicher Stein von der Brust fiel — „heute hätte ich's auch nicht ausgehalten, die Aufregung war zu groß. Aber wie sah sie aus, lieber, bester Herr Graf?"

„Recht leidend, Jeremias, recht krank und elend, wozu auch vielleicht die Erregung des Augenblickes mit beigetragen hat. Aber sie freute sich darauf, Sie wiederzusehen."

„Sie freute sich?"

„Ja, und Ihre Tochter ist ein liebes, herziges Kind, das heißt, kein Kind mehr, sondern ein großes, erwachsenes, hübsches Mädchen."

„Ein hübsches," sagte Jeremias kleinlaut.

„Ja, gewiß," lächelte Rottack, „und außerordentlich geschickt im Blumenmachen, womit sie sich ernährt zu haben scheint. In ihrem Zimmer sah es dabei so nett und sauber aus, wie in

einem Puppenstübchen, ärmlich zwar, aber deshalb nicht minder freundlich."

„Und morgen?"

„Punkt zehn Uhr morgen früh sind Sie oben — ich habe ihnen das versprochen, denn ich kann bei der Sache nun nichts weiter thun, und um zwei oder drei Uhr kommen Sie dann bei mir vor und sagen mir Antwort, wie Alles abgelaufen."

„Ach, Du lieber Gott," seufzte Jeremias, „wenn es doch erst zwei oder drei Uhr wäre, und — was ich noch gleich fragen wollte, die orangefarbene Schwägerin war auch da?"

„Ja, aber ich schickte sie aus dem Zimmer."

„Und was sagte Pfeffer?"

„Herr Pfeffer scheint ein komischer Kauz zu sein, aber ich glaube, daß Sie sich mit ihm vertragen werden — und nun Ade, Jeremias, ich habe selber zu Hause zu thun und schon zu viel Zeit hier versäumt."

„Lieber Herr Graf, wenn Sie einmal in ähnliche Verlegenheit..."

„Ich hoffe nicht, Jeremias," lachte der Graf Rottack laut auf, „wenn aber, so sollen Sie mein Vermittler sein, das verspreche ich Ihnen," und

dem kleinen Mann die Hand zum Abschied reichend, schritt er rasch die Straße hinab."

Jeremias folgte der andern Richtung, um in das Hotel zurückzukehren, wo er augenblicklich wohnte, als ihm plötzlich Jemand in die Ohren schrie:

„Nun, haben Sie die Dame gefunden?"

„Hurrjeh," sagte der kleine Mann zusammenfahrend, „haben Sie mich erschreckt — ja so, Sie sind der Herr von heute Morgen mit dem Ballanzuge."

„Ja," schrie der Mann wieder — „haben Sie die Dame getroffen?"

„Allerdings, mein lieber Herr," sagte Jeremias schüchtern, denn die Leute blieben schon stehen, weil sie glaubten, daß sich dort ein paar zankten, „aber ich muß Ihnen bemerken, daß ich gar nicht taub bin; ich höre vortrefflich, Sie brauchen deshalb nicht so laut zu reden."

„Thu' ich auch nicht Ihretwegen, schrie der Mann wieder, „sondern meinetwegen!"

„Ihretwegen?"

„Nein, meinetwegen!" brüllte der entsetzliche Mensch jetzt ordentlich — „ich bin der Souffleur beim hiesigen Theater!"

„Na, das nehmen Sie mir aber nicht übel,"

sagte Jeremias — „wenn Sie da auch so schreien..."

„Das ist ja eben der Teufel," rief der Mann wieder — „wenn man den ganzen Tag Probe und Abends Aufführung hat und nun in einem fort flüstern und zischeln muß, dann thut's Einem nachher um so wohler, wenn man einmal ordentlich schreien darf! Ich kriegte eine Gemüthskrankheit, wenn ich mich über Tag nicht manchmal ausschreien könnte!"

„So," sagte Jeremias, „also deshalb?"

„Wo gehen Sie denn hin? — können vielleicht ein Glas Bier zusammen trinken."

„Danke Ihnen sehr!" rief Jeremias, von der Idee erschreckt, seinen Nachmittag mit dem Schreier zuzubringen — „ich bin augenblicklich gerade beschäftigt."

„So?" schrie der Mann wieder — „na, dann — leben Sie recht wohl!" und mit den Worten nickte er ihm zu und trat in das nächste Eckhaus, das auf einem Schilde draußen „Baierisch Bier" versprach.

11.
Am alten Wartthurm.

An dem Nachmittag war es recht still im Monford'schen Park. Graf und Gräfin hatten eine Einladung in die Stadt angenommen, der sich Paula durch vorgeschützte Kopfschmerzen entzog, und Georg ritt schon gleich nach dem Diner auf ein benachbartes Gut — angeblich um ein dort neugekauftes Pferd zu sehen, in Wirklichkeit aber, um die Mitwirkung des ihm befreundeten Gutsherrn zu der theatralischen Vorstellung am Verlobungsabend zu erbitten.

Die Verlobung war nämlich fest bestimmt worden. Paula hatte allerdings noch, selbst an dem Morgen, einen Versuch gemacht, die Eltern wenigstens um Aufschub eines so entscheidenden Schrittes zu bitten, aber umsonst. Die Mutter

— heute finsterer und unnahbarer als je — hatte sie kurz abgewiesen, und der Vater sie einfach gefragt, welchen Grund sie für einen solchen Aufschub angeben könne, und sie dann nicht gewagt, Handor's Namen zu nennen. Wußte sie doch auch nur zu gut, mit welcher Entrüstung, mit welchem Zorn nur die Andeutung eines solchen Eidams von den stolzen Eltern zurückgewiesen worden wäre. Ließen ja doch Beide die Ansprüche des Herzens nicht gelten, wo die Ehre ihrer Familie, wie sie meinten, auf dem Spiele stand.

Nicht einmal ein Bürgerlicher hätte wagen dürfen, um die Hand der reichsten Grafentochter des Landes zu werben, viel weniger denn ein Schauspieler, die der Graf selber — so wenig er sich sonst auch dem Fortschritt der Zeit verschlossen zeigte — noch immer als eine untergeordnete Menschenklasse betrachtete, so daß es sogar damals Schwierigkeiten gehabt hatte, seine Erlaubniß zu erhalten, wirkliche Schauspieler zu den Proben ihres kleinen Liebhabertheaters heranzuziehen. An den betreffenden Abenden durften sie aber nie eingeladen werden.

Paula war recht unglücklich und erwartete unter Zittern und Bangen den Abend; wußte

sie doch schon im Voraus, in welcher Verzweiflung ihr Rudolph sein würde — und was konnte sie ihm sagen, wie ihn trösten.

Draußen im Park schaffte und arbeitete der alte Gärtner Jonas, der als Knabe, ja, fast als Kind in den Dienst des Vaters der Gräfin gekommen und dann später mit ihr hieher übergesiedelt war. Er galt als eine Art von altem Inventar im Hause, und so stolz die Gräfin selber auch nur die geringste Unterhaltung mit ihren Dienstboten vermied, mit dem alten Jonas plauderte sie oft, wenn sie in den Park kam und ihn bei seiner Arbeit traf, fragte ihn, wie es ihm ginge und was er treibe, und gab ihm auch wohl manchmal ein Stück Geld, um sich eine Extragüte daran zu thun. Der alte Mann hing deshalb auch mit großer Liebe und Verehrung an ihr.

Jonas war heute beschäftigt, die aufgeblühten Blumentrauben von den verschiedenen Büschen und Rosensträuchen abzuschneiden und die Wege unmittelbar um das Schloß herum wieder auszurechen, denn die Aufsicht im Park selber hatte sein Untergebener, ein Gärtnerbursche. Wie er noch daran war, kam der Förster Mäder, die Flinte auf dem Rücken, die kurze Pfeife im

Mund, mitten durch die Büsche heraufgestiegen und sah sich hier, ehe er den Alten bemerkte, überall in den Wegen selber aufmerksam um. Aber da war schon jede, sonst vielleicht mögliche Spur durch den Rechen des alten Mannes verwischt und ausgeglichen worden, und der Förster zerbiß einen Fluch über seiner Pfeifenspitze. Eben wollte er sich auch wenden und den Weg hinuntergehen, als er den Alten entdeckte, der mit seiner kurzen Leiter oben in einem Busche emsig beschäftigt war.

„Heh, Jonas," redete er diesen an, „Ihr kriecht doch manchmal noch nach Dunkelwerden im Park herum, habt Ihr denn nie etwas bemerkt, daß sich hier noch Gesindel nach der Zeit in den Büschen aufhielt?"

„Guten Abend, Herr Förster!" nickte ihm der Alte zu; „ja, ein recht schöner Abend heute."

„Tauber Esel!" brummte der Förster ergrimmt in den Bart, denn er schien eben nicht besonders guter Laune, und wiederholte dann die Frage mit lauter, fast schreiender Stimme, wobei er dicht unter die Leiter trat.

Der Alte schüttelte mit dem Kopf. „Nein, mein guter Herr Förster," sagte er ruhig, „Gesindel darf hier schon gar nicht in den Park

hinein; die wollten wir bald wieder hinaus haben. Der Einzige, der manchmal noch Abends, wenn ich hier durch ging, herumkroch, war der alte Fritz, welcher nach seinen Fallen sah."

„Ja, das ist gerade der Rechte."

„Ja, der hatte das Recht dazu," nickte der alte Gärtner, „und weiter weiß ich Niemand. Dem hat es der Herr Graf aber auch heute verboten, wie er mir mitgetheilt, ehe er fortfuhr. Er soll nach Sonnenuntergang nicht mehr auf herrschaftliche Grundstücke, was den Maulwürfen wahrscheinlich sehr angenehm sein wird; wie es nachher aber den Wiesen ergeht, ist eine andere Sache."

„Das ist aber gerade der Lump, der mir meine Fasanen wegfängt!" rief der Förster.

Der alte Mann schüttelte mit dem Kopf.

„Nein," sagte er, „die Fasanen thun den Wiesen nichts; im Gegentheil fangen sie die Grashüpfer weg und sind auch sonst artige Thiere."

„Herr Gott von Danzig," fluchte der Forstmann still vor sich hin, „ob das nicht gerade genug ist, um den Verstand zu verlieren!" — Und um sich nur nicht länger zu ärgern, fuhr er wieder zurück in das Gebüsch und schritt an dem Bergabhang hin der Wiese zu.

Der Förster hatte in der That heute einen ganz ingrimmigen Zorn, und auch vielleicht mit Recht, denn er konnte es sich nicht verhehlen, daß auf seinem Revier gewildert wurde, und war doch auch nicht im Stande, den Frevler zu erwischen, so viel Mühe er sich deshalb schon gegeben.

Er wohnte freilich auch dazu entsetzlich unbequem, denn die eigentliche Jagd des Grafen, ein großes, sehr bedeutendes Waldgehege, stieß nicht einmal an die Stadt, sondern begann erst an dem nächsten Dorf, dessen Gemarkung allerdings an die Stadtflur grenzte. Dort befand sich ein sehr bedeutender Rehstand und ein Thiergarten mit Roth- und Dammwild. Nur eine kleine Fasanerie war unmittelbar am Schloß in einem Kiefern dickicht angelegt, und die Fasanen machten dem Förster mehr Mühe und Arbeit, als sein ganzer übriger Wildstand zusammen; denn der Fasan ist ein zutraulich dummer Vogel, der leicht dem vierbeinigen wie zweibeinigen Raubzeug zum Opfer fällt.

Heute aber hatte er wieder einmal ganz unläugbare Beweise gefunden, daß ihm irgend Jemand mußte einen Besuch bei den Fasanen abgestattet haben, denn nicht allein daß er schon

seit einiger Zeit bedenklich viel Federn in dem kleinen Dickicht gefunden, wo sie hauptsächlich Abends aufbäumten, nein, heute traf er sogar einen augenscheinlich kranken Isabellenhahn, der nicht mehr fort konnte und den ihm sein Hund apportirte, und als er ihn untersuchte, hatte er eine große Fischangel im Körper sitzen, an der noch ein abgerissenes Stück Bindfaden befestigt war.

Wenn er sich nun auch vergebens den Kopf zerbrach, wie um Gottes willen Jemand Fasanen mit der Angelruthe fangen könnte, so blieb es doch keinem Zweifel unterworfen, daß irgend ein nichtsnutziger Geselle hier die Hand im Spiel habe. — Und nun gerade einen Isabellenhahn, von denen der Graf nur drei Stück um theures Geld gekauft und die ihm selber auf die Seele gebunden waren, weil die Frau Gräfin sie so gern hatte! Aber was, um's Himmels willen, ließ sich bei der Sache thun?

Er suchte allerdings das ganze Gehölz auf das sorgfältigste ab, ob er nicht irgend etwas finden könne, was ihm einen Anhalt geben mochte — denn daß der nichtswürdige Maulwurfsfänger dazwischen stecke, glaubte er sicher —, aber umsonst. War der es gewesen, so fing er

die Sache auch überhaupt viel zu schlau an, um sich so leicht zu verrathen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als von jetzt an seine Wachsamkeit zu verdoppeln und doch vielleicht einmal den Frevler auf frischer That zu ertappen. — „Aber nachher freu' Dich!" dachte er bei sich und ballte dazu in Gedanken die Faust nach der Wiese zu, auf welcher der Mann gewöhnlich wirthschaftete und wo er ihn auch noch vor kaum einer Stunde gesehen hatte.

Den Weg herüber vom Schlosse kam Paula, langsam und das liebe, sonst so fröhliche Antlitz in recht ernste, schmerzliche Falten gelegt. Sie betrat die kleine Terrasse, ohne den alten Gärtner, der noch immer da oben in seinem Busche steckte, nur zu sehen, und schritt auf die niedere Mauer zu, als dessen freundliches: „Gott grüße Sie, gnädige Comtesse!" sie ordentlich zusammenfahren machte.

„Ach, Jonas, wie habt Ihr mich erschreckt!" sagte sie lächelnd. „Was macht Ihr denn da oben?"

„Ja, ich bin gleich fertig, gnädige Comtesse," sagte der Alte, freundlich sein Mützchen dabei rückend; „das Uebrige mag bis morgen bleiben, denn ich muß auch noch die Blumenstöcke am

Schlosse nachsehen und die abgeblühten fortnehmen."

Dabei stieg er von seiner Leiter herunter und hob sich diese auf die Schulter, um nach vorn zu gehen; aber er blieb doch noch einmal neben der jungen Dame stehen, für die er all' die Zärtlichkeit empfand, welche nur ein alter Diener eines Hauses für ein Kind empfinden kann, das unter seinen Augen aufgewachsen ist.

„Und wie geht es sonst, Jonas?" fragte Paula freundlich.

„Ach ja, zu thun giebt's immer, gnädige Comtesse," nickte ihr der alte Mann lächelnd zu; „in einem so großen Garten reißt's nicht ab das ganze Jahr lang, Winter und Sommer."

„Aber ich dächte, mit dem Gehör ging es recht schlecht, Jonas," sagte Paula, indem sie sich dicht zu seinem Ohr bog und sehr laut sprach.

„Ach nein, gnädige Comtesse," lächelte der alte Mann, mit dem Kopf schüttelnd; „ich habe mich vorher mit dem Förster eine ganze Weile unterhalten und jedes Wort verstanden; es macht sich doch noch immer. Freilich, so gut ist's nicht mehr, wie früher. Aber mit Ihnen geht's desto besser. Lieber Gott, wenn ich dran denke, wie

Sie hier an der nämlichen Stelle manchmal um mich her im Sand herumkrochen und mit dem großen Neufundländer Hund spielten, den der gnädige Herr Graf damals hatte — armer Tyras, dort drüben unter dem Goldregenbusch haben wir ihn begraben! Ja, wie die Zeit vergeht, und jetzt sind Sie so groß und hübsch herangewachsen und eine vornehme Dame geworden; aber ich sehe Sie immer noch, was Sie für ein liebes, herziges Kindchen waren, mit den langen, blonden Locken, und manches gesegnete Mal hab' ich Sie auf den Armen gehabt und bin dann hier mit Ihnen um den alten Thurm herumgaloppirt."

„Mein alter, guter Jonas!" sagte Paula gerührt; „ja, ich weiß mich selber noch recht gut auf Tyras zu besinnen."

„Na," lachte der alte Mann, „die gnädige Frau Mama hatte es freilich manchmal nicht gern, wenn wir zu sehr mitsammen tollten, aber dann hat sie doch auch wieder darüber gelacht."

Paula sah wohl, daß mit dem alten Mann kein Gespräch mehr zu führen war, mochte ihm aber auch nicht weh thun, nickte ihm freundlich zu und schritt dann zu der Mauer, an der sie stehen blieb und sinnend nach der Stadt hinun-

tersah. Nur manchmal drehte sie sich nach dem Alten um, der noch immer mit seinem Handwerksgeräth herumwirthschaftete, bis er die Leiter endlich wieder schulterte und mit einem: „Na, Gott behüt' Sie, gnädige Comtesse!" den Kiesweg hinabschritt.

Kaum war er fort, als sie wieder ein kleines Zettelchen aus ihrer Tasche nahm, dasselbe zusammenfaltete, sich vorsichtig noch einmal überall umschaute und es dann an dieselbe Stelle schob, von der sie heute Morgen das rosafarbene Papier genommen. Dann schritt sie langsam wieder und recht schwer aufseufzend in das Haus zurück.

Der Nachmittag verging so, der Abend dämmerte und um das Haus im Park begannen die Vögel sich zu ihrer Nachtruhe vorzubereiten. Die Amsel, welche den ganzen Tag geschwiegen und mit eisernem Fleiße Futter für sich und die junge Brut zusammengesucht, begann ihr reizendes, melodisches Lied, das sie noch, wie ein Nachtgebet, schmetternd von der höchsten Spitze eines Blüthenbusches hinausjubelte. Hier und da zwitscherte ein Rothkehlchen, um die Gefährtin herbeizurufen und mit ihr gemeinsam den geschützten Platz in irgend einem Gesträuch aufzusuchen, wo sie Nachts nicht von einer gefräßigen

und lichtscheuen Eule gefunden werden konnten. Jetzt flatterte ein großer, schwerer Vogel, es war ein Fasanenhahn, der sich in einen der jungen Bäume hinaufschwang und dann mit thörichtem Spectakel, Schreien und Gluckſen der Nachbarschaft verkündete, daß er glücklich oben angekommen wäre, und wo er die Nacht schlafen würde. Er hörte auch nicht eher mit Lärmmachen auf, bis er sich ordentlich zurecht gerückt und seine Federn gehörig aufgeblustert hatte.

Dann kam ein anderer und noch ein anderer, wie es dunkler wurde, und die Fledermäuse fingen schon an, ihre Zickzacklinien zu ziehen, während noch hoch in der Luft und in dem dämmernden Abend selbst unsichtbar, ein Volk Krähen mit lautem Gekreisch nach ihrem Ruheplatz, zu dem fichtenbesetzten Bergabhange hinüberstrich.

Dann wurde es still, ganz still. Nur die Grillen zirpten noch in den Bäumen und unten vom Schloßteiche herauf tönte das monotone, schläfrige Quaken der Frösche. Drüben am östlichen Himmel aber hob sich voll und majestätisch die rothglühende Mondscheibe herauf, und während sich unten im Thal der Nebel sammelte,

goß sie hier oben, als sie höher stieg, voll und klar ihr mildes Licht über die Höhen.

Aber anderes Leben regte sich.

Den Kiesweg herauf, der durch den Park führt, trabte ein Reiter. Es war der junge Graf George, welcher von seinem Besuch zurückkehrte, sein Pferd dem herzuspringenden Stallknecht übergab und dann hinauf in sein Zimmer ging.

Zu gleicher Zeit belebte sich auch der Platz am alten Thurm. Zuerst schüttelte sich in geheimnißvoller Weise einer der Wipfel junger Bäume, die dicht an der Mauer standen; dann wurde über dieser ein vorsichtig gehobener Kopf sichtbar, der aber viele Minuten lang aufmerksam in seiner Stellung verharrte und in dem Schatten der dichten Wipfel auch kaum, selbst von der Terrasse aus, hätte erkannt werden können. Erst als Alles ruhig blieb, regte sich die Gestalt auf's Neue, und der Maulwurfsfänger — dem der Graf so ernstlich den Besuch des Grundstücks nach Dunkelwerden verboten hatte — kroch vorsichtig über die niedere Mauer und sprang auf den Rasenrand nieder, der die Büsche umschloß, damit in dem aufgerechten Kiesweg seine Fußstapfen nicht sichtbar wurden.

Irgend etwas Nichtsnutziges hatte der alte Bursche im Werk, das war sicher, er hätte sonst nicht so scheu den dunkelsten Schatten der Bäume gesucht und jede nur mögliche Vorsicht gebraucht, um nicht entdeckt zu werden. So düster der kleine, baumumschlossene Platz hier auch lag, er hielt sich nicht lange dort auf, horchte noch einmal, ob Alles sicher war, und tauchte dann in das dichte Strauchwerk einer kleinen Tujagruppe ein, das sich wie eine Mauer wieder hinter ihm schloß.

Und es war die höchste Zeit gewesen, daß er sich entfernt hatte, denn kaum konnte er den Platz fünf Minuten verlassen haben, als auf dem kleinen Pfad, der hier vom Park heraufführte, ein anderer scheuer Besuch heranschlich, der eben so vorsichtig, wie der ihm vorausgegangene, nach allen Seiten horchte und dann langsam den kleinen Hügel erstieg, auf welchem der alte Thurm lag.

Der jetzige Besuch trug einen dunkeln Mantel und eine ebensolche Mütze, und blieb, als er den oberen Raum erreichte, vorsichtig stehen und horchte wieder; aber nichts regte sich, todtenstill lag der Platz, und nur rechts im Dickicht — er drehte erschreckt den Kopf danach um — flatterte

ein kleiner Vogel und strich, aufgeschreckt von seinem Ruheplatze, ängstlich zwitschernd über die Hügelkuppe und in das nächste Dickicht hinein.

Handor — denn niemand Anders war der späte und heimliche Besuch — dachte aber nicht daran, daß irgend eine Ursache das kleine Thier erschreckt haben mußte, und daß das möglicher Weise ein Mensch sein könne, dem er hier gerade nicht gern begegnet wäre. Er fühlte sich vollkommen beruhigt, als er sah, daß die Ursache des Geräusches nur ein kleiner, unschuldiger Vogel gewesen. Am Wartthurm war Niemand, und als er sich davon überzeugt hatte, glitt er zu der nämlichen Stelle der Mauer, wo Paula an jenem Nachmittag erst das kleine Zettelchen verborgen hatte. Das fand er auch und öffnete es, aber es war nicht möglich, bei dem ungewissen Schein des Mondes die noch dazu auf dunkles Papier geschriebenen feinen Schriftzüge zu lesen; er schob den Zettel deshalb in die Tasche, hüllte sich wieder in seinen Mantel und trat dann, um seine Zeit abzuwarten, halb in das nämliche Tujagebüsch hinein, in welchem vorher der Maulwurfsfänger verschwunden war. Aber doch nicht so weit, daß er den freien Platz hier oben nicht vollständig hätte übersehen können, während er

beim Nahen irgend einer Gefahr im Stand war, in dem Dickicht zu verschwinden.

So mochte er etwa eine Viertelstunde regungslos und dem geringsten Geräusch horchend, gestanden haben, als er plötzlich einen großen Vogel weiter drin im Dickicht und etwas mehr den Hang hinunter flattern und mit den Flügeln schlagen hörte. Er horchte hoch auf; das dauerte aber kaum zehn oder zwölf Secunden, dann war wieder Alles todtenstill.

„Was nur mit den verdammten Vögeln heute Abend ist!" flüsterte Handor leise und ärgerlich vor sich hin; „mich können sie doch wahrhaftig nicht gehört haben."

Aber ihm blieb auch keine lange Zeit, darauf zu achten, denn im Knirschen des Kieses hörte er einen leichten Schritt und erkannte gleich darauf eine dunkle Gestalt, die rasch und scheu den Weg heraufkam. Jetzt fiel das Mondlicht auf sie — es war Paula, und im nächsten Augenblick hielt er die Geliebte in den Armen.

Mit süßen Schmeichelworten wollte er sie begrüßen; aber Paula hatte in diesem Moment nur Thränen, denn Angst und Aufregung, die ihre Nerven zum Aeußersten gespannt, über-

täubten bei diesem ersten Begegnen jedes andere Gefühl.

„Mein liebes Mädchen," flüsterte Handor, „beruhige Dich doch, ich bin ja bei Dir, ich halte Dich ja wieder einmal in den Armen! — Was ist Dir denn nur, Deine ganze Gestalt zittert ja wie Espenlaub."

„Die Angst, entdeckt zu werden, Rudolph," bat das arme Mädchen; „o, zürne mir nicht, aber nur mit schwerem Herzen wagte ich den Schritt — nur gezwungen von der Gewalt der Eltern, die mich ihren Standesvorurtheilen opfern wollen."

„So ist das Furchtbare wahr?"

„Leider ja — morgen in acht Tagen soll ich dem jungen Grafen Bolten verlobt werden; ich habe gebeten und gefleht — umsonst, Vater und Mutter haben kein Erbarmen gegen ihr Kind, und mit Gewalt soll ich zum Altar geschleppt werden!"

„Das dürfen sie nicht, Herz," rief Handor, „das ist gegen die Gesetze des Landes, und wenn Du Dich weigerst...

„Aber wie darf ich, wie kann ich denn?" klagte das arme Mädchen. „Bin ich denn im Stande, ihnen zu sagen, daß ich Dich, nur Dich liebe und nie einem andern Mann meine Hand

reichen, ihn mit einem schon vergebenen Herzen betrügen würde?"

„Meine Paula...!"

„Ich wage es nicht," fuhr die Grafentochter fort; „ich kenne meinen Vater, kenne meine stolze Mutter, die mir schon den Gedanken, die Bitte nicht vergeben würden!"

„So flieh' mit mir, Geliebte!" drängte Handor. „Was hält Dich hier, wo Du selber keine Hoffnung hast, einer gehaßten und verabscheuten Verbindung zu entgehen, ja, wo die Aussicht eines öden, trostlosen Lebens vor Dir liegt? O, ich weiß," fuhr er traurig fort, „daß ich Dir das nicht bieten kann, was in den Armen jenes Grafen Deiner wartet — kein stattliches Schloß, keine blendende Equipage, keinen Dienertroß; aber was die Liebe Dir zu bieten vermag, womit die Kunst Dich erfreuen kann, Paula, das ist Dir gewiß, und Deine Eltern — es müßten ja keine Menschen sein, wenn sie dem eigenen Kind entsagen, die einzige Tochter auf ewige Zeiten von sich stoßen würden. Dein Vater wird wüthen, ja, er wird uns verfolgen lassen, um Dich mir wieder mit Gewalt zu entreißen; aber fürchte nichts: in meinem Schutze bist Du sicher, und hat der erste Aerger über einen zer-

ſtörten Plan ſich ausgetobt, iſt der erſte Mißmuth vorüber, getäuſchter Hoffnung wegen — er gerade am wenigſten wird grauſam ſein. Denke Dir dann, Herz," fuhr er fort, während ſie ſich ängſtlich und zitternd an ihn ſchmiegte, „denke Dir jene ſelige Zeit, wenn ich, mit Deinen Eltern verſöhnt, Dich ihnen wieder zuführen kann, wenn wir vereint zu ihren Füßen liegen und ihr Segen dann die Bande heiligt, die uns des Himmels Seligkeit ſchon auf Erden gegeben haben!"

„Mein Rudolph, mein Rudolph, o, wie glücklich, wie namenlos glücklich würde mich Dein Beſitz machen!" rief das junge, leidenſchaftliche Mädchen. „Ich kann ja nicht ohne Dich leben — Gott nur weiß es, Tag und Nacht ſind meine Gedanken bei Dir, und wenn ich mir jetzt denke, daß ich von Deiner Seite geriſſen, daß ich einem Manne überliefert werden ſoll, den ich nicht liebe, den ich nicht lieben kann, ſo liegt mein künftiges Leben kalt und dunkel vor mir wie eine ewige, endloſe Winternacht!"

„Meine Paula!" rief Handor und preßte ſie feſt an ſich; aber im nächſten Moment horchte er auch raſch und erſchreckt empor. Drinnen im Buſch flatterte wieder ein Vogel, aber jetzt

weiter entfernt als vorhin, und es war ihm fast, als ob er den Schritt eines Menschen auf dem Kiesboden gehört hätte.

„Komm," flüsterte er leise und zog die Erschreckte mit sich in das Dickicht hinein, „das Mondlicht ist hier viel zu hell; ein Verrätherauge könnte wachen."

„Ich darf nicht so lange fortbleiben, wenn ich vermißt werde...."

„Komm nur jetzt; mir war, als ob ich etwas hörte." Und er zog die nur halb Widerstrebende in den Schutz der Tujas, die ihnen Sicherheit und Deckung boten.

Handor hatte sich übrigens dieses Mal nicht geirrt, denn allerdings kreuzte gerade in diesem Augenblick ein Mann mit einem Gewehr auf dem Rücken den Kiesweg, der dicht unter dem Hügel wegführte. Es war der Förster, der schon seit Dunkelwerden im Park herumkroch und, nachdem er all' die entlegenen Stellen desselben vorsichtig abgesucht, um seinem Fasanendiebe auf die Spur zu kommen, jetzt auch dicht am Schlosse die Hölzer abspüren wollte: denn nirgend anders hatte er etwas Verdächtiges gefunden, während der heutige Abend wie gemacht zu einem derartigen Wilddiebstahl war.

Ein Fasanendieb konnte nämlich im Dunkeln gar nichts ausrichten, und selbst bei Mondschein war, wenn er nicht recht hell, wie gerade heute Abend, schien, die Sache schwierig, da die belaubten Bäume noch zu viel Schatten warfen. Daß aber trotzdem ein schlauer Dieb den Versuch, und zwar nicht erfolglos, gemacht, davon hatte er ja selber die Beweise im Holze — eine Anzahl von Federn und den kranken, mit einem Fischhaken gerissenen Fasanenhahn — gefunden, und der Gesell, welcher da einmal glücklich durchgekommen, würde diesen Abend kaum versäumt haben, um sein Diebeshandwerk fortzusetzen.

Gerade jetzt kreuzte er deshalb, im Schatten der Baumgruppen über die Wiese kommend, den Kiesweg. Es war ihm fast, als ob er ein Geräusch gehört hätte, und er zog sich nun unter dem Wartthurmhügel hin dem Gebüsche zu, wo ebenfalls jede Nacht einige zwanzig Fasanen besonders in einer kleinen Birkenlichtung aufbäumten und dort allerdings einiger Gefahr ausgesetzt waren.

Aber nichts wurde laut; wohl eine halbe Stunde stand er regungslos auf seinem Posten. Da plötzlich — ordentlich erschreckt zuckte er empor — hörte er das krampfhafte Flattern eines

Fasans, das nämliche, was Handor schon zweimal vorher erschreckt hatte, ohne daß dieser freilich wußte, was es bedeute. Der alte Förster kannte den Laut aber viel zu gut, um auch nur einen Moment darüber in Zweifel zu sein.

Fast unwillkürlich fuhr er mit dem Gewehr in die Höhe; aber er wußte auch recht gut, daß ihm das für den Augenblick nichts helfen konnte. Noch einmal horchte er — der Vogel flatterte noch — jetzt wußte er genau die Richtung, und eine kurze Strecke auf dem Rasen hinspringend, wo sein Schritt geräuschlos verhallte, tauchte er gleich darauf in das die Anlage umgebende und nicht sehr dichte Buschwerk, genau der Richtung zu, wo die Birken standen. — —

Der alte Maulwurfsfänger hatte indessen kaum das Dickicht erreicht, als er auch den Hang, wo er jeden Fußbreit des Terrains kannte, vorsichtig hinunterschlich und der Stelle zuhielt, an der, wie er recht gut wußte, die Fasanen Nachts aufbäumten. Trotzdem trug er keine Waffe, mit der man hätte glauben sollen, daß er ihnen gefährlich werden konnte — nichts, als seinen alten Eichenstock. Ueberdies wußte er ja auch recht gut, daß er in solcher Nähe vom Schloß keinen Schuß wagen durfte, wenn er sich nicht der

Gefahr aussetzen wollte, unmittelbar darauf von den Schloßleuten umstellt und gefangen zu werden.

Der alte Bursche wußte aber besseren Bescheid und war, allem Anschein nach, nicht zum ersten Mal auf einem solchen Fang.

Mit der größten Umsicht und Ruhe schlich er langsam vorwärts, bis er den lichteren Platz jenes kleinen Birkenwäldchens, etwas dürrer Boden mit Haidegrund, der weiter nichts Anderes hervorbrachte, erreichte, und hier spionirte er dann so lange herum und suchte die Mondesscheibe hinter die Bäume zu bekommen, bis er den Platz erreichte, wo die Fasanen standen. Aber auch das half ihm anfangs nichts, denn die ersten, welche er traf, waren zu hoch aufgebäumt, als daß er sie hätte erreichen können. Doch nicht alle schienen so vorsichtig gewesen zu sein. Nicht lange, so traf er einen dick aufgeblusterten Hahn, der, den Kopf unter die Flügel gesteckt, fest auf seinem Aste schlief und nicht einmal sein Nahen bemerkt haben konnte.

Der alte Maulwurfsfänger störte ihn auch nicht; leise kroch er zehn oder zwanzig Schritte zurück, bis unter einen dunklen Busch, und begann hier seine Vorbereitungen.

Erst schraubte er seine Stockzwinge ab und

steckte diese, damit sie ihm nicht verloren ginge, in die Westentasche; dann zog er die Angelruthe heraus und befestigte oben an der Spitze derselben einen mächtigen Angelhaken, wie sie bei den kleinen Fischen des inneren Landes nie gebraucht werden. Diesen Haken band er so an die Ruthe, daß die Spitze mit dem Widerhaken nach unten zeigte, und als er dieselbe fest und sicher angeschnürt, daß sie ihm nicht wieder abriß, wie neulich einmal mit einem feisten, prächtigen Hahn, hob er sich langsam empor und glitt völlig geräuschlos zu dem Stamm des Baumes, auf dem seine Beute stand.

Ein ungeübtes Auge würde aber in dem belaubten Baum kaum im Stand gewesen sein, den Platz genau zu bestimmen, wo sich das Wild befand; der alte Bursche wußte das besser, und nachdem er nur ein paarmal mit dem Kopf unter dem Baume hin und her gefahren, hielt er plötzlich still, brachte seine Ruthe vorsichtig in die Höhe und ließ die Angel langsam und geräuschlos an dem Stamm selber hinaufgleiten.

Der Fasan schlief fest; alle Bewegungen waren auch so vollständig geschickt ausgeführt, daß er kaum etwas davon merken konnte, da die Gestalt des Mannes unter dem Baume mit dem

gleichfarbigen Untergrund zu einer ununterscheidbaren Masse zusammenschmolz. Jetzt aber hatte der Haken, ohne daß der Maulwurfsfänger von unten das Hinderniß bemerken konnte, gegen einen kleinen, trockenen Zweig gestoßen, und rasch und erschreckt richtete sich der Hahn mit einem leise gluckenden Laut empor.

Der Alte unter dem Baum rührte sich nicht. Wie an den Stamm gewachsen stand er da; nur seine rechte Hand dirigirte vorsichtig den Haken um das Hinderniß herum. Unten am Stocke hatte er sich dabei vorsichtiger Weise ein Zeichen gemacht, nach welcher Seite hin die Biegung des Hakens selber saß; jetzt mußte er damit über dem Hahn sein, und mit einem plötzlichen Ruck riß er den Stock zurück und den unglücklichen Fasan damit von seinem sicher geglaubten Stand herunter.

Dieser schlug allerdings aus Leibeskräften mit den Flügeln, aber nicht lange. Im Nu hatte ihn der Wilddieb gefaßt und ihm auch eben so rasch den Hals abgedreht, wonach er ihn in seine jetzt völlig leere Jagdtasche steckte und sich erst vorsichtiger Weise, ehe er auf neue Beute ausging, unter den nächsten Busch drückte, um abzuwarten, ob das nun einmal nicht zu ver-

meidende Geräusch nicht doch am Ende unberufene Zeugen herbeigelockt hätte.

Aber nichts ließ sich hören; der Wald war so still, wie je, und nur hier und da in den Bäumen regten sich die benachbarten Fasanen, die durch den Todeskampf des Kameraden munter geworden waren und von da und dort ein leises Glucksen hören ließen.

Jetzt glitt er wieder wie ein Schatten vor. Die schlanke Gestalt des Mannes kroch gebückt und schleichend über das durch den Nachtthau feucht gewordene Laub dahin, bis er unter den rege gewordenen Vögeln eine neue Beute ersehen hatte.

Was schadete es auch, daß sie munter geworden waren! Der Fasan streicht nach Dunkelwerden nur mit großem Widerwillen von seinem einmal eingenommenen Stande ab, weil er recht gut weiß, wie schwer es ihm wird, bei Nacht einen andern Platz zu finden, und sobald der Wilddieb nur die Vorsicht beobachtete, seinen Stock langsam und von dem Stamm wo möglich gedeckt in die Höhe zu bringen, hatte es mit dem Fange keine Schwierigkeit.

Auch den Zweiten hatte er sich so gesichert, und wie er ihn herunterbrachte, entdeckte er dicht

daneben auf einem ganz niederen Aſt einen Dritten.

Trotzdem wartete der Maulwurfsfänger wieder eine ganze Weile im Dickicht ſeine Zeit ab, ehe er ſich auf's Neue in das lichtere Holz hineinwagte; wußte er doch recht gut, daß ihn der alte Förſter ſchon lange in Verdacht hatte, und daß der eben ſo gut die Zeit kannte, in welcher er ſeinem Fang nachzugehen pflegte.

Eigentlich hatte er ſich vorgenommen gehabt, an dem Abend mit zwei Hähnen zufrieden zu ſein; der dritte Hahn ſaß aber zu verlockend da, faſt auf dem unterſten Aſt der Birke, er hätte ihn beinahe mit der Hand erreichen können; ſo günſtige Gelegenheit fand er nicht wieder, und wenn er einen Monat danach gegangen wäre. Nach einer guten Weile erhob er ſich deshalb wieder und kroch langſam gegen den Baum vor; der alberne Vogel hatte den Kopf wieder eingeſteckt, und bis dicht unter ihn kam er, ehe er durch das doch nicht zu vermeidende Geräuſch geweckt wurde und raſch emporfuhr — aber das half ihm nichts mehr. Der verhängnißvolle Haken faß ihm dicht über dem Kragen, der Wilddieb zog an und der gefangene Faſan ſtürzte von ſeinem Aſt herunter.

So tief aber hatte er gesessen, daß der untere Theil des Stockes, als ihn der Maulwurfsfänger zurückriß, gegen den Boden stieß und der Fasan dadurch von dem Haken loskam. Ehe er aber die Flügel ordentlich gebrauchen konnte, war der Wilddieb schon mit einem Satz auf ihm, faßte ihn am Halse, drehte ihm den Kopf herum und schob ihn dann schnell in den alten Ranzen zu den übrigen. — Aber erschreckt fuhr er empor — das waren rasch springende Schritte im Laub. Noch einmal horchte er. War es vielleicht ein aufgescheuchtes Stück Dammwild, das sich hier in der Nachbarschaft niedergethan und nun den Platz floh? Nein, die Schritte gehörten keinem Stück Wild, und seinen Stock aufgreifend, floh der Dieb, so rasch er konnte, dem schützenden Dickicht zu.

„Halt, Schuft! Canaille — hab' ich Dich — steh' oder ich schieße!" schrie eine Stimme, die der Maulwurfsfänger nur zu gut kannte, denn es war die seines alten Freundes, des Försters. Wenn dieser aber geglaubt hatte, ihn damit wirklich zum Stehen zu bringen, so irrte er sich, denn der alte schlaue Gesell dachte an nichts weniger. Befand er sich doch auch unmittelbar vor dem Dickicht, das ihm seinen Rückzug voll-

ständig decken konnte! Unter dem Schatten der Bäume war überhaupt kein sicherer Schuß möglich, und ohne deshalb auch nur einen Moment zu versäumen, floh er auf den nächsten dicken Busch zu und sprang dort gerade hinein, als der alte Jäger sein Gewehr an die Backe riß.

Freilich wußte dieser, daß er einen Menschen eines solchen Vergehens halber nicht gleich todtschießen durfte, und zielte deshalb tief, um ihn in die Beine zu treffen; aber das Korn seiner Flinte konnte er überdies nicht sehen, ja, die ganze Gestalt des Flüchtigen glitt nur wie ein Schatten über den dunkeln Boden, und ehe er zum Abdrücken kommen konnte, war der Verbrecher in dem Busch verschwunden.

Aber darum war er noch nicht entwischt, denn gerade dorthin, wohin er floh, schloß die nach unten ziemlich hoch abfallende Mauer den Park ein. Dort hinüber konnte er nicht, des Försters Meinung nach; dann aber blieb ihm kein anderer Weg, als dicht unter dem kleinen Wartthurmhügel, unmittelbar am Schloß vorbei, und wenn er dort die Leute alarmirte, gelang es vielleicht doch noch, ihn zu erwischen.

Mit dem Gedanken feuerte er sein Gewehr in die Luft ab, schrie: „Halt' ihn, halt' ihn

auf! Dieb! Dieb!" und lief dann, so rasch ihn seine Füße trugen, etwas mehr links zurück, wo er das größte Dickicht umging und dem Flüchtigen, sobald er auf offenes Terrain hinauskam, den Weg abschneiden konnte. Ließ er sich aber davon zurückschrecken und blieb im Dickicht, so nahm er all' die Bedienten und Leute im Schloß zusammen, umstellte mit ihnen das Dickicht und hatte ihn nachher sicher.

Der Schuß und das Schreien war allerdings im Schloß gehört worden, hatte aber auch noch andere Leute alarmirt.

„Rudolph, um aller Heiligen willen, wir sind verrathen!" flüsterte Paula, indem sie sich aus des Geliebten Armen wand. „O, Du mein großer Gott!"

„Noch nicht, mein Herz," rief Handor, der wohl auch erschreckt emporhorchte, sich aber doch nicht denken konnte, daß der weit in den Büschen drin abgefeuerte Schuß ihm gegolten habe. — „Flieh' — das ist etwas Anderes — Du giebst mir Nachricht, wann ich Dich wiedersehen kann; fort — dort hinüber in den Busch — wir dürfen nicht zusammen gesehen werden — ich selber schleiche mich indessen auf dem Weg zurück, den ich gekommen bin."

Ehe Paula etwas darauf erwiedern oder nur einen Schritt vorwärts thun konnte, brachen und praſſelten rechts von ihnen die Büſche — aber nur eine dunkle Geſtalt ließ ſich erkennen, die dort hindurchſetzte. Handor, der ſchon wieder ſo weit am Rand der Dickung ſtand, daß er wenigſtens hindurchſehen konnte, drehte erſchreckt den Kopf der Richtung zu — aber von da hatten ſie nichts zu fürchten. Der Burſche, welcher ſelber auf der Flucht ſchien, war mit einem Satz oben auf der Mauer und ſchien da einen Moment zu zögern — aber es war auch nur ein Moment, denn im nächſten ſchon verſchwand er in den dichten Zweigen eines dort ſtehenden jungen Baumes und hinter der Mauer, während der Wipfel des Stammes, an dem er niederglitt, deutlich im Mondlicht ſchwankte und zitterte.

„Jetzt fort," flüſterte Handor, der natürlich glaubte, daß eine Verfolgung des Entflohenen nur dort ſtattfinden könne, wo er ihn zuletzt geſehen; „raſch hier gerad' aus durch die niederen Büſche zum Schloß, ich halte mich links — fürchte nichts, mein ſüßes Leben!" — Und noch einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen drückend, ſchob er ſie freundlich drängend über den Kiesweg hinüber, während er ſelber, wie er ſie nur

von dem dunkeln Schatten der Büsche gedeckt sah, rasch den Kiesweg hinabschritt, um denen aus dem Weg zu kommen, die dem Entflohenen etwa folgen könnten.

Das aber war gefehlt. Hier lief er gerade dem dicht an den Buschrand heranspringenden alten Förster in den Weg, der plötzlich, wie ein Tiger auf seine Beute, auf ihn zustürzte, dicht vor ihm sein Gewehr an die Backe riß und mit lauter, donnernder Stimme schrie:

„Halt, Canaille! Jetzt hab' ich Dich verdammten Fasanendieb, nur einen Schritt und ich pfeffere Dir die Beine, daß Du in sechs Wochen keinen Schritt thun kannst!"

„Um Gottes willen, schießen Sie nicht, lieber Freund!" rief Handor, der allerdings im ersten Augenblick erschrak, seine Geistesgegenwart aber keinen Moment verlor. Er mußte den Mann auch hier aufhalten; desto sicherer konnte Paula das Schloß wieder erreichen.

„Wenn Du stehen bleibst, nein," rief der alte Mann, der jetzt ganz bestimmt glaubte, den Fasanendieb erwischt zu haben; „aber bei der geringsten Bewegung, Gott verdamm' mich, ich spaße nicht! Heh, halloh!" schrie er dann, so laut er nur schreien konnte, denn sie mußten ihn

von hier aus — wo im Sommer im Schloß alle Fenster offen standen — hören können. „Hieher! hollah, hollah!"

„Und wären Sie vielleicht so gut, mir zu sagen, weshalb Sie mich hier festhalten und einen so gräulichen Spectakel machen?" fragte Handor ruhig.

„Heh, halloh! Huih, heh!" schrie aber der Alte, ohne ihn auch nur einer Antwort zu würdigen, und vom Schloß aus antworteten jetzt einzelne Stimmen. Die Leute waren dort schon durch den ungewohnten Schuß und den ersten Ruf aufmerksam geworden und traten vor die Thür.

Paula hatte indessen die vordere Terrasse erreicht und wollte eben darüber hin in ihr Zimmer flüchten, als sie oben ihren Bruder an seinem Fenster bemerkte, während unten in der Gartenthür der Koch mit seiner weißen Schürze und Mütze und einer der Bedienten standen. Es blieb ihr deshalb nichts übrig, als bis zu einem der kleinen Balcons zu gleiten, die, von eisernen Gittern umgeben, der Aussicht wegen hier gebaut waren. Blieb sie aber länger hier, so mußte sie entdeckt werden, wenn man sie nicht überhaupt schon in ihrem Zimmer gesucht hatte. Das Beste,

was sie thun konnte, war, daß sie sich selber zeigte.

Als ob sie dort gestanden hätte, trat sie jetzt vor in das volle Licht des Mondes hinein und rief zu ihrem Bruder hinauf:

„Was ist das für ein Lärm, George?"

„Bis Du das, Paula?" rief dieser zurück. „Warte, ich komme gleich hinunter." — Und er verschwand vom Fenster. Wenige Secunden später stand er auch schon neben ihr mit seiner Flinte in der Hand. — „Was machst Du denn noch so spät hier unten im Garten, Schatz?"

„Mein Kopf schmerzt mich zum Zerspringen. Was bedeutet der Lärm?"

„Gott weiß es; geh' in's Haus, Kind, ich werde selber nachsehen," rief der junge Mann und sprang jetzt, von ein paar Bedienten gefolgt, der Richtung zu, in welcher der alte Förster noch immer sein Heh, hollah! lustig in die stille Nacht hinausschrie.

„Alle Wetter," lachte George, als er ihm, sein eigenes Gewehr im Anschlag, nahe kam, „was giebt es denn hier? Wer ist das?"

„Ich, Herr Graf," rief der Förster, der ihn schon an der Stimme erkannt hatte; „ich habe den verfluchten Fasanendieb erwischt!"

„In der That? Also der Herr hier? Wer bist Du, mein Bursche?" rief der junge Graf, indem die Bedienten um den Gefangenen herum traten, der allerdings keine Hoffnung mehr hatte, zu entkommen, aber auch nicht die geringste Neigung zu einem Fluchtversuch zeigte. Dabei trat George dicht an den Gefangenen hinan und erkannte überrascht das im Mondlicht lächelnd ihm zugekehrte Gesicht des Fremden. „Handor!" rief er ganz erstaunt aus.

„Also Sie kennen ihn auch noch?" sagte der Förster, der jetzt den Hahn seiner Flinte in Ruhe setzte. „Das ist ein sauberer Patron!"

„Sie entschuldigen, Herr Graf," lächelte Handor mit der größten Ruhe, „daß ich Ihnen hier etwas sehr öffentlich als Fasanendieb vorgestellt werde! Weshalb der gute Mann da Verdacht auf mich hat, weiß ich nicht recht, denn ich pflege mich gewöhnlich nur dann mit Fasanen zu beschäftigen, wenn ich sie gebraten in der Schüssel finde."

„Aber wie, um Gottes willen, kommen Sie hier Nachts in den Park?" fragte George.

„Nur, um Sie zu sprechen," sagte Handor. „Ich wußte nicht," fügte er leise, sich zu dem jungen Grafen überbiegend, hinzu, „ob die Ueber-

raschung des Verlobungsabends auch vielleicht auf Ihre Eltern ausgedehnt war, und da ich Ihnen darüber Bericht erstatten wollte...."

„Aber, mein lieber Handor, das ist wirklich zu freundlich von Ihnen! Bester Förster, der Herr ist kein Fasanendieb, die Versicherung kann ich Ihnen geben."

„Kein Fasanendieb?" rief der Förster ordentlich erschreckt. „Und habe ich denn nicht, nachdem ich vorher den ganzen Abend im Busch herumgekrochen und hier auf der Lauer gelegen, den Fasan flattern hören und, wie ich zusprang, den Dieb weg- und in den Busch hinein flüchten sehen?"

„Diesen Herrn?"

„Ja, wie Viele sollen sich denn hier Nachts herumtreiben? Ueber die Mauer konnt' er nicht, und als ich hier vorsprang, kam er gerade den Weg herunter und wollte am Schlosse vorbei und durchbrennen."

„Das nun gerade nicht," lächelte Handor, der sich jetzt vollkommen sicher fühlte; „über die Mauer habe ich allerdings Jemanden springen oder doch an einem der Bäume hinabklettern sehen, einige Minuten später oder vielmehr unmittelbar danach, als ich in den gewundenen

Gängen den Weg verfehlte und auf eine Art von Terrasse kam, auf der ein alter Thurm steht."

„Ah, dort — also da ist Ihnen Ihr Vogel doch entflogen, Förster," lachte George. „Und nun, Handor," rief er, indem er den jungen Mann unter den Arm faßte und mit sich fort führte, „erzählen Sie mir, was Sie haben und ob wir's rechtzeitig zu Stande bringen. Kommen Sie einen Augenblick hier im Weg mit auf und ab, denn zum Schloß kann ich Sie jetzt nicht führen; meine Schwester war eben noch auf der Terrasse."

Damit gingen die jungen Leute, ohne sich weiter um den Förster zu bekümmern, den Weg entlang, und Handor berichtete jetzt, daß er ein reizendes Lustspiel gefunden habe, welches sich leicht würde besetzen lassen. Er hätte es gleich mitbringen wollen, aber auf seinem Tisch zu Hause liegen lassen, werde es jedoch morgen in aller Frühe herausschicken.

„Haben sie denn wieder Fasanen gestohlen, Förster?" fragte einer der Diener, als die beiden Herren den Rücken wandten, den Alten. Dieser antwortete aber nicht. Mit einem lästerlichen Fluch warf er sein Gewehr auf den Rücken und kehrte, sich umdrehend, nach der

Stelle zurück, wo er den Wilddieb zuerst gesehen hatte, um dort noch nach Spuren zu suchen und Beweise für seine spätere Anklage zu finden.

Handor und George gingen wohl noch eine Viertelstunde im Park auf und ab, um das Nöthige über Proben und Eintheilung zu besprechen; dann kehrte der erstere auf dem breiten Fahrweg in die Stadt zurück.

Als George wieder in's Schloß kam und nach Paula fragte, berichtete das Kammermädchen, die Comtesse habe sich in ihr Zimmer zurückgezogen und sei zu Bett gegangen.

12.
Das Wiedersehen.

Das war eine schwere Nacht für Jeremias gewesen, eine ruheloſere wenigſtens, wie er ſeit langen, langen Jahren gehabt, und raſtlos warf er ſich auf ſeinem Lager umher, bis ſich der Himmel ſchon wieder im Oſten zu färben begann und er jetzt erſt in einen kurzen, traumgequälten Schlaf fiel. Aber ſonderbarer Weiſe hatte der Traum nicht die mindeſte Beziehung auf das, was ihn den ganzen Tag beſchäftigt und ſeine Seele erfüllt hatte. — Er war wieder in Braſilien und Nordamerika, und alle fatalen Lagen, in denen er ſich je in ſeinem Leben befunden, ſpiegelten ſich ihm mit tollen, verzerrten Bildern vor ſeinem inneren Geiſte ab, bis er

endlich mit einem lauten Aufschrei in seinem Bett emporfuhr und dadurch den armen Hausknecht, der gerade gekommen war, um seine Kleider zum Reinigen abzuholen, bis zum Tod erschreckte.

„Herr Du meine Güte," sagte der Mann, indem er ordentlich zusammenfuhr, „was schreien Sie denn nur so; es thut Ihnen ja Niemand 'was — nur die Kleider will ich ausklopfen!"

„Guten Morgen!" sagte Jeremias, der sich verdutzt und noch immer halb im Schlaf umsah — „wie viel Uhr ist's denn?"

„Sieben Uhr vorbei — Sie haben wohl geträumt?"

„Ja, ein bischen," gestand Jeremias, der sich jetzt vor dem Hausknecht schämte und nur verstohlen unter sein Kopfkissen griff, ob seine Brieftasche noch da wäre. Dann legte er sich wieder auf die andere Seite, als ob er noch einmal schlafen wolle. Aber er schlief nicht mehr; jetzt wäre es ihm nicht möglich gewesen, und um acht Uhr stand er auf, trank seinen Kaffee und lief dann mit schnellen Schritten in seinem etwas langen, aber schmalen Zimmer auf und ab.

So schnell er aber auch lief, so langsam ver-

ging ihm trotzdem die Zeit; hundertmal sah er nach der Uhr und hielt diese dann an's Ohr, weil er glaubte, sie müsse stehen geblieben sein, so wenig wollte der Zeiger von der Stelle.

Endlich, endlich war es halb zehn Uhr und er begann sich anzukleiden, was ihm aber auch nicht viel Minuten wegnahm, und noch fehlten zehn Minuten an der bestimmten Zeit, als er schon in Sicht des Hauses war, dem er aber noch nicht zu nahen wagte.

Zehn Minuten vor zehn Uhr stand Pfeffer oben in der Stube seiner Schwester fertig angezogen, denn er mußte wieder hinüber in die Probe.

Die Kranke fühlte sich heute bedeutend besser, aber sie sah leidender aus, als je, denn die Erregung dieser Stunde hatte alles Blut aus ihren Wangen getrieben und ihren Augen einen fast überirdischen Glanz verliehen.

„Höre 'mal, Guste," sagte Pfeffer, während er sie kopfschüttelnd betrachtete, „Du gefällst mir heute gar nicht, und wenn ich wüßte, daß der Patron, der Stelzenhammer, Dich am Ende durch sein Wiederkommen noch kränker machte, wie damals durch sein Fortlaufen, so wartete ich lieber noch ein klein bischen da draußen auf

dem Gang und schmiß ihn dann, wenn er sich oben blicken ließe, einfach die Treppe hinunter — steil genug ist sie."

„Mir ist viel besser heute, Fürchtegott," sagte lächelnd die Frau; „ich sehe nur ein bischen angegriffen aus."

„Das weiß Gott!" brummte Pfeffer — „und wenn ich nur eigentlich wüßte, was er wollte? Geschieden seid Ihr und müßt geschieden bleiben..."

„Und kannst Du es ihm verdenken, daß er Sehnsucht nach seinem Kinde hat?"

„Hm," knurrte ihr Bruder ärgerlich in den Bart, „hat dann verdammt lange Zeit gebraucht, bis sie zum Durchbruch kam!"

„Fürchtegott..."

„Na meinetwegen, das macht Ihr jetzt mit einander ab — ich muß in die Probe, aber recht ist mir's nicht, das kann ich Dir versichern, und viel lieber wär's mir gewesen, wenn ich dem Herrn erst einmal hätte auf den Zahn fühlen dürfen — Windbeutel der—Herr Gott, jetzt ist's schon in drei Minuten Zehn, und ich fange an... — na also, halt' Dich tapfer, Alte," sagte er, indem er der Schwester mit mehr Herzlichkeit, als er sonst gern zeigen mochte, die Hand reichte — „reg' Dich nicht zu sehr auf. Jettchen,

Dir bind' ich sie auf die Seele — na, das wird ein bischen Heulerei werden, und ist mir doch lieb, daß ich nicht dabei zu sein brauche," — und seinen Hut aufstülpend, verließ er rasch das Zimmer.

Unten auf der Straße ging er, den Hut in die Stirn gezogen, die linke Hand auf dem Rücken, die rechte vorn in den zugeknöpften Rock gesteckt, rasch seines Weges, als er einem kleinen, wohlbeleibten ältlichen Herrn begegnete, der kein bestimmtes Ziel zu haben schien, auch ein paarmal stehen blieb und an den Häusern hinaufsah, als ob er eine Nummer suche.

Als ihm Pfeffer begegnete, sah ihn dieser mißtrauisch über die Brille an. War das etwa der Schwager — so dicht am Hause und unmittelbar vor zehn Uhr?

Der Fremde hatte ihn jedenfalls aus dem Hause kommen sehen und betrachtete ihn ebenfalls, und als Beide sich passirt hatten, sahen sie sich gegenseitig noch einmal um.

Aber er konnte es doch nicht sein, er ging an der Thür vorbei. Pfeffer hatte sich ihn auch ganz anders gedacht, aber augenblicklich keinen Moment Zeit mehr zu verlieren, um darüber nachzudenken, eben schlug es vom Rathhaus-

thurm zehn Uhr, und wie er stets außerordentlich pünktlich war, haßte er nichts so sehr auf der Welt — außer einem schlechten Glas Bier — als Strafe wegen Versäumniß zu zahlen.

Es war aber trotzdem Jeremias gewesen, dem er da begegnete, und dieser hatte ebenfalls einen starken Verdacht, daß der Herr, der ihn so aufmerksam betrachtete, mehr von ihm wußte, als ihm augenblicklich angenehm war. Er ging deshalb an dem Hause vorbei — richtig, er sah sich nach ihm um — immer noch ein Stück die Straße hinab, bis jener um die Ecke verschwunden war. Dann erst kehrte er zurück. Es schlug gerade zehn Uhr vom Thurm; das war die Zeit, und jetzt der Augenblick gekommen, den er ersehnt und gefürchtet, Jahre lang — und auf den Hacken drehte er um und betrat festen Schrittes das wohlgemerkte Haus.

Auf der ersten Treppe ging es auch so ziemlich; er schritt Stufe nach Stufe rasch empor, ja, er zählte die Stufen, während er sie betrat, vergaß aber eben so rasch die Zahl, und wie er den dritten Absatz erreichte, mußte er stehen bleiben, denn der Athem ging ihm aus und er schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Und wie ihm dabei das Herz schlug — er hätte es

nicht für möglich gehalten, daß es im Leben so klopfen könnte. Aber was half es — er war angemeldet, die Zeit verstrichen, und je länger er hier zögerte... — die Zähne zusammenbeißend, nahm er einen frischen Anlauf, und jetzt war er oben. Drinnen im Zimmer hatten sie seinen Schritt schon gehört. Jetzt stand er an der Thür und hob den Fingern zum Anklopfen. Die Adern pochten ihm in der Stirn, als ob sie ihr zähes Gewebe zersprengen wollten — es mußte sein.

„Herein!"

Langsam öffnete er die Thür — mitten im Zimmer stand bleich und zitternd ein liebliches, jugendfrisches Kind, auf dem Sopha saß eine ernste und doch freundliche Frauengestalt — er sah aber ihre Umrisse nur, die düster, wie in einem Nebel, mit Regenbogenrändern zusammenflossen.

Er trat in's Zimmer und drückte die Thür wieder hinter sich in's Schloß, und keinen Schritt wagte er weiter hinein zu thun.

„Und bist Du das wirklich, Jeremias — bist Du wirklich endlich zurückgekehrt, um Dein Weib, Dein Kind noch einmal zu sehen?" sagte die

Frau mit ihrer milden, aber jetzt schmerzbewegten Stimme.

Jeremias war nicht im Stand zu antworten, sein Hut fiel auf den Boden nieder, mit beiden Händen deckte er sein Gesicht, und Thränen, heiße, brennende Thränen quollen ihm aus den Augen.

Aber da hielt sich Henriette nicht länger. — „Vater!" rief sie, flog an seinen Hals und legte ihre Arme um ihn — „Vater, lieber, lieber Vater! o, daß ich den Namen endlich gefunden habe — nun darfst Du nicht wieder fort von uns — nie, nie, darfst die Mutter nicht wieder, darfst Dein Kind nicht mehr verlassen!"

Das brach das Eis. Jeremias nahm die Hände von den Augen, und sein Kind umfassend und an sich drückend, schluchzte er unter Thränen: „Jettchen, Jettchen, kennst Du denn Deinen weggelaufenen Vater noch?

„Mein lieber Vater — und wie hat sich die Mutter auf den Augenblick gefreut! Komm zur Mutter!" und ihn leise führend, zog sie ihn zum Sopha, wo die Frau, ihre Augen von Thränen überströmend, saß — aber es waren Freudenthränen, wenn sich auch mancher Tropfen Wermuth hineinmischte.

Jetzt hatte er die Stelle erreicht — sehen konnte er kaum, denn wie ein Netz schwamm es ihm in farbigen, schillernden Lichtern vor den Augen, aber er fühlte eine sich ihm entgegen streckende Hand, und ehe er selber recht wußte, wie ihm geschehen, saß er auf dem Sopha neben der Gattin, die ihr Haupt wie müde an seine Brust lehnte und leise weinte.

„Meine gute, gute Auguste — und kannst Du wirklich dem schlechten Menschen verzeihen, der zu feige war, Noth und Mangel mit Dir zu tragen, und hinaus in die Welt lief wie ein richtiger Vagabund?"

„Mein armer Jeremias, wir haben Beide recht viel ausgestanden!"

„Das weiß Gott, das weiß Gott!" stöhnte der kleine Mann, indem er zum ersten Mal einen Versuch machte, sich die Augen zu trocknen — „recht viel haben wir ausgestanden, Auguste, und es vielleicht nicht einmal so schwer verdient, denn wir waren Beide noch jung und hatten keinen Begriff von dem, was zum Leben gehörte. Aber jetzt, jetzt bin ich wieder da und kann wenigstens einen Theil meiner Schuld sühnen."

Die Frau seufzte auf, recht aus tiefster Brust,

aber sie sagte kein Wort, nur fester lehnte sie ihr Haupt an die Schulter des Verlorenen und Wiedergewonnenen, und Jeremias küßte ihre Stirn, und rascher als je rollten ihm die Thränen über die Wangen nieder.

Jeremias war aber keine Natur, die sich solchen Gefühlseindrücken lange gutwillig hingegeben hätte. Thränen — er wußte sich der Zeit nicht zu erinnern, daß ihm eine Thräne in's Auge gekommen wäre, und jetzt weinte er wie ein kleines Kind! Das ging nicht. Mit einer wahren Energie faßte er sein rothes, schon ganz nasses seidenes Taschentuch auf, wischte sich entschieden die Augen ab und sagte:

„Und das ist Jettchen? Lieber Gott im Himmel, wenn ich noch an den Abend zurückdenke, wo ich dem Kind den letzten Kuß gab — aber nein, das ist jetzt vorbei, das ist überstanden! Ich bin wieder bei Euch — ich war damals ein schlechter — nein, kein schlechter Mensch, Auguste, glaube mir das! Ich bin nie schlecht, aber leichtsinnig, bodenlos leichtsinnig gewesen, und jetzt habe ich nichts weiter auf der Gotteswelt zu thun, als das wieder gut zu machen, so viel es nämlich in meinen Kräften steht..."

„Mein lieber Vater..."

„Und hast Du mich denn wirklich lieb, Kind?“ rief Jeremias gerührt. „Guter Gott, es ist so lange her, daß ich mich kaum noch erinnern kann, es hätte mich jemals ein Mensch in meinem Leben lieb gehabt!“

„Jeremias...“

„Ja, Auguste, Du!“ sagte er herzlich — „und das einzige Wesen, das mich wirklich lieb hatte, habe ich auch am allerschlechtesten behandelt!“

„Und trug ich denn nicht selber mit die Schuld?“

„Nein, Auguste, nein, wahrhaftig nicht! Glaub's ihr nicht, Jettchen — sie war immer brav und gut, nur viel zu gut, viel zu gut für mich, und erst draußen mußte ich's einsehen, mußte ich's fühlen lernen, draußen unter den fremden Menschen, die mich da- und dorthin stießen! Liebe — wer hat da draußen Liebe zu einem Andern!“

„Armer Vater!“

„Ja, mein Kind, wohl kannst Du sagen: „armer Vater,“ denn nicht allein, daß mir's so schlecht ging, daß ich Hunger und Noth zu leiden hatte — das geschah mir recht, und manchmal hätte ich mich ordentlich darüber freuen können, aber die Reue kam noch dazu, die Reue, daß ich

schlecht an Euch gehandelt, und nur erst, als ich die Möglichkeit sah, daß ich das jemals wieder, wenigstens zum Theil, gut machen könnte, wurde es besser. Da habe ich auch wohl noch gedarbt, aber gespart dabei, jeden Reïs gespart und zurückgelegt, und da wurde es mir auch wieder im Herzen wohl, da wurde ich wieder froh und glücklich, und jetzt — Gott sei ewig Lob und Dank! — jetzt ist auch das überstanden, und Ihr sollt nun keine Noth mehr leiden!"

„Wir haben noch keine Noth gelitten, Jeremias," sagte die Mutter freundlich.

„Doch, Auguste, doch!" rief Jeremias, indem er noch einmal seine Augen abwischte und sich dann im Zimmer umsah — „ich seh' es an Allem — kümmerlich habt Ihr Euch bis jetzt behelfen müssen — und der Tisch da drüben? Wovon hat denn das Kind da so blasse Wangen und so rothe Ränder um die Augen?"

„Vom Weinen, Vater — vor lauter Freudenthränen, daß wir Dich wieder haben!"

„Und ich glaub's doch nicht — Graf Rottack hat mir's schon erzählt, und wenn ich mir auch nichts merken ließ, wollt' es mir doch fast das Herz abdrücken!"

„Es ist nicht so schlimm," lächelte Henriette,

„arbeiten muß ein Jeder, und ich möchte gar nicht ohne Arbeit leben."

„Gott lohn' es Dir, was Du an Deiner Mutter gethan haſt, Kind — und er wird's auch, er wird's auch — hab' jetzt guten Muth, und wenn Euch der junge Jeremias auch davongelaufen iſt, ſo hat er Euch doch jetzt den alten hergeſchickt, daß der die Geſchichte wieder in Ordnung bringt. — Aber jetzt müſſen wir auch die übrige Familie herbeiholen. Wo ſteckt denn der Schwager?"

„Onkel hatte um zehn Uhr Probe, Vater, und ging kurz vorher weg, ehe Du kamſt."

„Ob ich es mir nicht beinahe gedacht habe," nickte Jeremias vor ſich hin — „darum guckte er mich ſo an! Den hätt' ich aber nicht wiedergekannt..."

„Haſt Du ihn geſehen, Jeremias?"

„Ich glaube ja, unten am Hauſe — und wann kehrt er zurück?"

„Er kann nicht lange bleiben; es iſt nur Probe von einem einactigen Luſtſpiele. Er wird bald wiederkommen."

Jeremias hatte die Frau jetzt zum erſten Male aufmerkſamer betrachtet, und ein eigenes, wehes Gefühl zuckte ihm durch's Herz, als er in die

bleichen, abgehärmten Züge schaute, auf denen ihn das augenblickliche Roth der Erregung nicht täuschen konnte. — „Aber, Auguste," sagte er leise, „Du bist wirklich krank — was fehlt Dir nur? Hast Du keinen Arzt?"

„Ja, Jeremias," nickte lächelnd die Frau, „ich habe einen Arzt, aber er kommt nur selten, denn er kann mir ja doch nicht helfen. Jetzt ist der beste Arzt mit Dir eingezogen: das Gefühl, daß Du uns doch nicht ganz vergessen hattest und daß ich, wenn ich einmal von hier scheide, das arme Jettchen nicht ganz schutzlos in der Welt zurücklasse."

„Meine Mutter..."

„Laß, mein Kind — wir bleiben vielleicht noch eine Weile beisammen, und an dem Onkel hättest Du ja auch wohl eine Stütze gehabt; es wird jetzt gewiß wieder besser gehen."

„Du bist recht krank, Auguste..."

Die Frau schüttelte lächelnd mit dem Kopf — „lange nicht so krank, als Du denkst. Aber nun erzähle mir, mir und Deinem Kinde, wo Du die langen Jahre gewesen und wie es Dir ergangen. Du kannst doch wohl glauben, daß wir neugierig sind, das zu hören."

Jeremias fühlte recht gut, daß sie seine Auf-

merksamkeit nur von sich selber ableiten wollte, und warf einen scheuen Blick auf Jettchen, in deren Augen wieder Thränen standen; aber wenn sie es selber wünschte, mochte er ihr auch nicht entgegenhandeln. So neben ihr, ihre Hand in der seinen, gab er ihr jetzt mit kurzen Worten eine gedrängte Uebersicht seines ganzen, vielbewegten Lebens. Dabei aber, und von der Gegenwart abgelenkt, brach auch oft wieder der alte, drollige Humor durch und rief manchmal ein Lächeln auf die Züge von Frau und Tochter. Je weiter er aber darin kam, desto wärmer wurde er selber, und wie er erst von der Zeit erzählen konnte, wo sich seine Umstände besserten, wo er anfing, Geld zu verdienen und von Tag zu Tag die Stunde näher rücken sah, in der er zu den Seinen zurückkehren konnte, da glühte sein dickes, gutmüthiges Gesicht in Freude, und nun fing er auch an aufzuzählen, was er verdient hatte, und zuletzt wie rasch und leicht, „Hand über Hand," wie er sich ausdrückte, und wie die, welche ihm noch nach so langen Jahren ihre Treue und Liebe bewahrt, nun auch keine Noth mehr leiden sollten, und wie er sie hegen und pflegen wolle sein ganzes Leben lang.

Wie er mitten im Erzählen war, ging plötz-

lich die Thür auf und Pfeffer stand auf der Schwelle.

„Ob ich mir's denn nicht gedacht habe," sagte er, mit dem Kopf nickend — „also das ist Herr Stelzhammer? Sieh 'mal an, und schon ganz häuslich niedergelassen...."

„Herzonkel!" rief Henriette und flog auf ihn zu — „ach, wir sind so glücklich, daß er wieder da ist!"

„Jh, seh'n Sie einmal an," meinte Pfeffer, indem er über Henriettens Schulter wegzusehen suchte, „also eine glückliche Familie — auch eine komische Manier, eine Familie glücklich zu...."

Er kam nicht weiter. Henriette hatte ihm die Hand auf den Mund gelegt und ließ ihn nichts mehr sagen, und Jeremias war aufgestanden, ging auf den Mann zu, und ihm die Hand entgegenstreckend, sagte er gutmüthig:

„Schwager — Schwager Pfeffer, wollen wir nicht auch Freunde werden?"

Fürchtegott Pfeffer legte vorsichtiger Weise seine beiden Hände auf den Rücken, und als ihn Henriette losließ, betrachtete er sich aufmerksam von Kopf bis zu Füßen seinen neuen Schwager und seine Schwester, die, wohl bleich und angegriffen, aber doch mit einem lange vermiß-

ten Zug von Glück in ihren milden Zügen auf dem Sopha saß.

„Und sehen Sie da, Herr Stelzhammer, was Sie angerichtet?“ sagte er endlich.

„Schwager Pfeffer, gieb mir Deine Hand,“ drängte Jeremias.

„Sehen Sie, wie es hier anderen Leuten gegangen, während Sie sich ganz vergnügt in Brasilien und bei der Königin Pomare und Gott weiß wo sonst noch herumgetrieben haben?“ fuhr Pfeffer unerbittlich fort.

„Bester Schwager Pfeffer — Bruder — Onkel!“ baten jetzt aber Alle mit einander — „gieb ihm die Hand — sei gut mit ihm — er hat ja versprochen, daß er uns Alle lieb haben will!“

„Das dank' ihm der Deubel!“ brummte Pfeffer, immer noch in seiner alten Stellung — „und jetzt will er hier bleiben?“

„Er geht nicht wieder fort, Schwager,“ sagte Jeremias, „er ist herzensfroh, daß er wieder da ist, und will auch, so weit das nur irgend angeht, gut machen, was er früher einmal schlecht gemacht hat — es thut ihm in der Seele weh!“

„Thut's ihm — so?“ sagte Pfeffer — „und das geschieht ihm recht; verdient hätt' er 'was

Anderes, aber da die Guste heute wieder einmal ein glückliches Gesicht macht, was ihr in langen, langen Jahren nicht vorgekommen, so.... — na, da ist meine Hand auch, Jeremias, und — sei willkommen in Deutschland."

„Schwager Pfeffer!" rief Jeremias gerührt, indem er die Hand nahm und herzlich drückte, dann aber seine Gefühle nicht mehr bewältigen konnte und den Mann beim Kopfe faßte und herzhaft abküßte, was sich Pfeffer mit einer wahrhaft stoischen Ruhe gefallen ließ. Wie er aber glauben mochte, daß es nun genug sei, sagte er:

„So — und nun setz' Dich hin und betrag' Dich vernünftig — weiß es Gott, jetzt flennt der auch — na, da will ich nur hinübergehen und meine Wasserstiefel anziehen."

„Du darfst nicht fort, Onkelchen!" rief Henriette, rasch seinen Arm fassend — „Du mußt jetzt bei uns bleiben, und Deine Wasserstiefel brauchst Du auch nicht — siehst Du, es ist Alles wieder trocken!"

„Hm — na da meinetwegen," brummte Pfeffer, der sich noch immer nicht ganz behaglich zu fühlen schien, denn das Neue der Situation gefiel ihm nicht — „drüben ist's freilich gemüth-

licher, und bei einer Pfeife.... — rauchst Du, Jeremias?"

„Ja gewiß, Schwager!"

„Das ist wenigstens vernünftig — bespricht sich so Manches doch besser, was — wir gerade mit einander zu besprechen haben."

„Heute dürft Ihr auch hier rauchen," sagte die Frau freundlich; „die Brust ist mir heute viel leichter."

„Na, das wollen wir doch nicht gleich am ersten Tag einführen," sagte ihr Bruder, „daß wir Dir hier das Zimmer vollqualmen; der Mensch ist ja kein Schornstein, und.... — aber, Jeremias, Jeremias!" rief er plötzlich, indem er seinen neuen Schwager oder vielmehr alten Schwager betrachtete und sich dabei bedenklich hinter dem rechten Ohr kratzte — „Junge, Junge, wo sind Deine Haare geblieben? Du hast Dir ja in dem Brasilien eine Staatsglatze stehen lassen!"

„Ja, mein bester Pfeffer...."

„Alle Wetter," rief dieser rasch, „warst Du denn schon gestern bei der Lise drüben — mit dem Grafen?"

„Bei der Lise?"

„Nun, bei meiner andern Schwester, der Bassini."

„Ja, allerdings," lächelte Jeremias verlegen — „wir glaubten.... — aber wo willst Du hin, Jettchen?"

„In die Küche, Vater, und das Essen besorgen — Du bleibst doch bei uns?"

„Na, er soll wohl in's Wirthshaus gehen?" rief Pfeffer.

„Ja — wenn Ihr mich haben wollt...."

„Haben wollt — Unsinn — aber die wird Augen machen, wenn sie kommt und Dich hier sieht! Das war die Glatze, die wie eine Tischplatte groß sein sollte!"

„Aber wo ist die Elise?" fragte die Frau lächelnd — „es wundert mich, daß sie noch nicht da ist...."

„Lauter Unsinn hat sie heute auf der Probe geschwatzt," lachte Pfeffer, „den ganzen Schädel hatte sie voll vom neuen Schwager, und mich nannte sie sogar ein paarmal Jeremias. Jetzt muß sie ihre Scene noch einmal durchprobiren, denn so wär's heute Abend eine Heidenwirthschaft geworden — aber noch Eins, da Jettchen gerade draußen ist — mit dem Rebe hat's wieder was gesetzt!"

„Mit dem Rebe?" sagte die Frau bestürzt.

„Rebe? — Wer ist das?"

„Hm," brummte Pfeffer, „ein vierter und fünfter Liebhaber, der aus lauter Leidenschaft zur Kunst, weil er auf der Bühne keine Liebhaberin bekommen kann und immer abfährt, unserem Jettchen Schrullen in den Kopf gesetzt hat."

„Dem Jettchen?"

Pfeffer nickte und summte leise ein Lied vor sich hin.

„Der Rebe," sagte die Frau, „ist ein braver, anständiger Mensch und ordentlicher Leute Kind, aber blutarm und dabei Feuer und Flamme für's Theater."

„Hat er denn Talent?"

„Ih nu," meinte Pfeffer, „so ganz ungeschickt stellt er sich gerade nicht an, und manchmal macht er seine Sache gar nicht so schlecht — verderben thut er wenigstens nie etwas; aber was will das sagen? Eine große Rolle können sie ihm nicht anvertrauen und thun es nicht — Handor spielt sie auch alle allein, — und wenn er's im Leben nicht weiter bringen kann als zu einem so unglückseligen Fach, so hätte er zehntausendmal lieber Schuster oder Schneider werden sollen!"

„Und Jettchen hat ihn gern?"

„Ich fürchte ja," nickte die Frau, „sie — spricht nicht darüber."

„Das ist gerade das Schlimmste!" rief Pfeffer — „wenn sie viel davon erzählte, wär's nicht so arg; aber so hockt sie Tag und Nacht an dem verdammten Blumentisch und grübelt und denkt und seufzt, und nachher frißt sich so eine Geschichte noch viel tiefer in's Herz hinein. — Deshalb hat sich die Lise nie ordentlich verliebt, weil sie's gleich allen Menschen erzählen mußte."

„Und ließe sich nicht doch vielleicht etwas Anderes für ihn finden" sagte Jeremias, „womit er sein Brod ehrlich verdienen könnte? Was ich dabei thun kann...."

„Jawohl, der auch," schüttelte Pfeffer mit dem Kopf; „er hat ja studirt und, ich glaube sogar, sein Examen gemacht — aber Gott bewahre, Komödie müssen wir spielen, „die Kunst hat ihn gerufen," und eher richtet er sich und Jettchen zu Grunde, ehe er davon abgeht!"

„Und was war heute wieder mit ihm?" fragte die Frau.

„Ach, die ewigen Häkeleien mit dem eitlen Laffen, dem Handor!" rief ihr Bruder — „der Mensch kann ihn nicht leiden und chicanirt ihn, wo sich Gelegenheit bietet; da hat denn unser

sauberer Herr Director — ein Lump, wie er im Buche steht — weil er den Handor nicht entbehren kann, dem Rebe gekündigt."

„Du lieber Gott," seufzte die Frau — „das arme Jettchen!"

„Aber vielleicht ist das ein Glück," sagte Jeremias, „und bringt ihn möglicher Weise dazu, wozu wir ihn haben wollen, daß er ganz vom Theater abgeht. Wenn ich nur einmal mit ihm sprechen könnte!"

„Der nicht, der wahrhaftig nicht!" rief Pfeffer — „dem hat's der Souffleurkasten angethan, und der ruht nicht eher, bis sie ihn einmal erst mit faulen Aepfeln und anderen Vegetabilien von den Brettern hinuntergepfiffen haben. Dann kommt er in das Stadium, wo er über die Undankbarkeit des Publikums und den schlechten Geschmack unseres jetzigen Zeitalters schimpft, und nachher wär's vielleicht möglich, ihn zur Vernunft zu bringen — früher nicht."

Die Frau seufzte recht tief auf, und Jeremias, der kein Auge von ihr verwandte, sagte herzlich:

„Na, laß nur sein, Auguste, vielleicht wird ja noch Alles gut; ich bin ja jetzt da, und Du

sollst sehen, ich halte Dir, was ich versprochen habe."

„Aber daß das Jettchen einen schlechten Schauspieler heirathet," rief Pfeffer „dazu gebe ich meine Einwilligung nicht — lieber, bei Gott, einen Tagelöhner, denn da wissen sie doch vorher, daß sie hungern müssen, und faseln nicht in Einem fort von Lorbeern und „Rufen!" Jeremias, sei vernünftig — Du weißt, wie Du's getrieben hast."

„Ja, Bruder Pfeffer, Du hast recht," sagte Jeremias kleinlaut: „es ist freilich ein bitterböses Ding...."

„Ist er da?" rief draußen eine schrille Stimme — „ist er gekommen, Jettchen?"

„Gott sei uns gnädig!" sagte Pfeffer — „jetzt tritt Fräulein Bassini auf, jetzt Acht gegeben — ich müßte meine leibliche Schwester nicht kennen!"

In dem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und Fräulein Bassini trat wirklich auf, aber nicht, wie ihr Bruder vielleicht erwartet haben mochte, in aller ungeduldigen Hast, sondern mit Würde. Langsam, den Kopf erhoben, fast zurückgebeugt, trat sie in's Zimmer. Kaum aber traf ihr Blick den Gesuchten, als sie vollständig aus ihrer Rolle fiel, denn zu ihrem Er-

staunen kannte sie ihn augenblicklich als den Nämlichen, den sie damals für den „Kammerdiener" des Grafen gehalten und deshalb mit gründlicher Nichtachtung behandelt hatte.

„Herr Du meine Güte," rief sie, das ist ja...."

„Der Mann mit der tischplattengroßen Glatze," ergänzte Pfeffer — „ja wohl, Fräulein Bassini — bitte, setzen Sie sich, es kommen gleich Stühle — habe die Ehre, Ihnen hier einen, eine Zeit lang verloren gegangenen Schwager vorzustellen, der sich neuerdings wiedergefunden hat: Herr Jeremias Stelzhammer."

„Liebe Schwägerin," sagte Jeremias, der mit gutmüthigem Gesicht auf sie zuging und ihr die Hand entgegenstreckte.

„Herr Stelzhammer," sagte Fräulein Bassini vornehm, „es ist mir sehr angenehm...."

„Ach, Papperlapapp," rief Pfeffer, „Du kommst um einen Posttag zu spät — wir haben die ganze Geschichte schon untereinander abgemacht — gieb ihm die Hand und einen Kuß und seid gute Freunde!"

„Aber, Fürchtegott...."

„Wird schon nicht anders werden, Schwägerin," lachte jetzt auch Jeremais, indem er auf sie zuging und die Arme ausbreitete.

„Aber so geschwind geht es denn doch nicht," rief Fräulein Bassini, noch zurückweichend — „das nehmen Sie mir nicht übel, Schwager, das war doch...." — aber sie kam nicht weiter. Jeremias war nicht der Mann, sich auf solche Art zurückweisen zu lassen, und als Jettchen eben die Thür aufmachte, um dem Vater zu helfen, wenn die Tante vielleicht — wie sie das gar so gern that — noch etwa Einwendungen zu machen hätte, faßte er sie schon beim Kopfe und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund.

„Aber, Schwager," rief Fräulein Bassini, „meine Locken...."

„Donnerwetter ja, Junge," rief Pfeffer, „nimm Dich in Acht; die gehen ab!"

„Du bist ein Grobian, Fürchtegott...."

„Und nun Friede und Freundschaft," sagte Pfeffer — „komm, sei vernünftig, Lise — der Jeremias war früher ein Leichtfuß und ist jetzt ein ordentlicher Kerl geworden, die Auguste freut sich, daß er wieder da ist, Jettchen auch; also haben wir Beide doch nichts hineinzureden, denn das ist eine Familien-Angelegenheit."

„Und gehören wir nicht etwa mit zur Familie?"

„Beiläufig ja, aber nie mehr wie nöthig — und nun, Jettchen, wie ist es mit Deinem Essen?"

„Gleich fertig, Onkelchen, ich will nur den Tisch decken — aber mit Tellern wird's heute knapp hergehen; auf so viel Gäste sind wir freilich nicht eingerichtet."

„Bah, da behelfen wir uns — nicht wahr, Jeremias?"

„Du lieber Gott," sagte dieser, „mir ist heute gar nicht wie essen! Ich bin so froh, so glücklich, ich könnte auf Einem Beine tanzen...."

„Müßte famos aussehen," lachte Pfeffer — „und jetzt Platz da, daß das Mädel den Tisch decken kann — heute wollen wir einmal en famille speisen!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. Zweite Auflage. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Guseck, Bernd von, Der Graf von der Liegnitz. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Andree, Dr. **Richard,** Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Mitteloctav-Format. eleg. broch. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Dritte Auflage. **Für den Reisegebrauch redigirt.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

Fels, Egon, Die Rose von Delhi. Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Wickede, Jul. von, Ein Husarenofficier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Leberecht von Bredow's. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Mühlfeld, Julius, Für's Vaterland. Geschichtlicher Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. Zweite Auflage. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. 3. Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Guseck, Bernd von, Der Graf von der Lieguitz. Historischer Roman. 3 Bde 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Andree, Dr. Richard, Vom Tweed zur Pentlandförde. Reisen in Schottland. Mittelectav-Format. eleg. broch. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Dritte Auflage. **Für den Reisegebrauch redigirt.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

Fels, Egon, Die Rose von Delhi. Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Wickede, Jul. von, Ein Husareneofficier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Leberecht von Bredow's. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Mühlfeld, Julius, Für's Vaterland. Geschichtlicher Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Alti-Kambaug, Auf fremder Erde Roman. Mit Vorwort von Friedrich Gerstäcker. 5 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausgabe. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergoldeten Deckenverzierungen $4\frac{1}{3}$ Thlr. Mit Goldschnitt $4\frac{2}{3}$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Druck von G. Pätz in Naumburg.